

Hanna Gekle

Der Fall des Philosophen

**Eine Archäologie des Denkens am
Beispiel von Ernst Bloch**



Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Sigmund Freud Stiftung.



SIGMUND FREUD STIFTUNG
ZUR FÖRDERUNG DER PSYCHOANALYSE e.V.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Siegfried (Shalom) Sebba, 1931

© Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main · 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung.

Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile
in einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder
unter Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen
und zu verbreiten.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Marion Juhas, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Printed in Germany

ISSN 1868-3355

ISBN 978-3-465-04364-5

Inhalt

Vorwort	15
Porträt des Philosophen als junger Mann	
Eros als Scholastik der Fingerspitzen	36
Vorlaut wie Liebe und Trompetenblasen	38
Glückloser Beruf	40
Alles klagt	42
Jüdischer Philosoph mit enormer Haartolle	46
Ein erschreckend mächtiger Jude	48
Opfer der Kritik	50
Einfach, liebenswert und ganz fern	64
Frühe Versuche – Verschärfte Spiegelungen	
Erschaffung durch Wahrgenommenwerden	69
Von heruntergekommenen Landschulmeistern und alten Liebhabern	73
Kopflös enthauptet	77
Mord im Spiegel	81
Der Nachtmahr des Parakleten	82
Die gerissene Saite und das letzte Wort	85
Du mein lieber, großer, genialer Djoury – Die Briefe an Georg Lukács	
Kommunizierende Röhren und zerrissene Nerven	89
Rote Kirchenväter	94
Lektorenrausch statt Liebeskummer	101
Notwehr gegen gleichaltrige Gänse	101
Unabsehbare Leere	104
Musik des Ödipuskomplexes: Strauss' ›Rosenkavalier‹	107
Muntere Reden und Klavier	112
Die Lehrer Külpe und Simmel	114
Es ist alles aus	118
Dem Pfuscher Jehova die längste, abtrünnigste Judennase	124
Mitten im Mai	129
Der Paraklet	133
Der Genialität nicht würdig	137
Der Name Gottes oder Le Nom / Nom du Père	143
Störenfriede	147
Philosophisches Doppel	150

Verstoßene Anfänge? ›Geist der Utopie‹ 1 und 2

Fehler der Tonika	163
Der ärmere Bruder und philosophische Kollege: Don Quichotte	166
Auserwählt: Deutsch und Philosoph	188
Urmensch der Zukunft: Adam Kadmon	191
Ding sucht Denker	197
Ungeheuerliche Promiskuität	201
Spiegel der Zeitgenossen, nachträglich	212

Sonntag abend sehen wir uns wieder: Das Gedenk- und Tagebuch 1921

Bearbeitete Erinnerung	231
Aller Wünsche Erfüllung	233
Das trübe Kind	239
Die arme jüdische Bevölkerung	247
Heilige mit stahlblauem Blick	251
Unterschiedliche Schichten	256
Notwendige Gemeinheiten	261
Paläste und Spuren	275
Der Rhein, Ravenna und Riga	282
Fern vertrauter Judenblick	286

Spuren ins Innere

Der tote Offizier und die zweite Geburt	289
Mehrwert des Erzählens	289
Leiche im leeren Raum	291
Ödipus auf der Flucht	295
Geburt des Selbst	302
Geist, der sich erst bildet	308
Unerhörte Schreie, Wort und Bild	308
Das Ich und die Natur der Sexualität	318
Magie des Gleichen: Halluzination und Sprachlosigkeit	324

Eines Widerspenstigen Zähmung – Briefe an Karola

Kein Sterbenswort über Mirjam	332
Wenn ein Fürstprimas der katholischen Kirche Vater wird	339
Bevor alles aus ist: Unio mystica	349
Krach und Schweigen: Linda, das poetische Kind	354
Die Katastrophe: Das Bild ist die Wirklichkeit	359
Konstruktive Abwesenheit: Das Bild als erotisches Versprechen	366
Viel Rotwein und zwölf Schnäpse	370

Der »jüdische Göring« und ein bombensicheres Papier	377
Im Westchor ganz zuhause	382
Der Augenblick des einsamen Sterbens	387
Wenn alles aus ist – unio mystica mit einer Nazionalsozialistin	389
Die Bibel, Meister Eckhart, Mahler – und ein gerettetes Manuskript	391
Ob Schiff, ob gotischer Dom: Nunc Stans als Wiederholung	398
Ein guter Gott – und lauter Dürer	403
Schatten über Frühlingsflair – Teufel in Marienbad	406

Träume des Todes: Russland und die Sowjetunion

Eine Kirche im Osten	421
Das Jenseits kommunistischer Atheisten	425
Hypnotisierte Kritik	432
Das berauschte Gefühl der Lösung	436
Das Privileg des Genies	439
Wofür stirbst du?	440
Bucharins doppelte Psychologie	442
Tertium datur	445
Figuren des Narzissmus: Reich und Führer	451

Der Fall des Philosophen

Ödipus auf kriminalistisch	462
Ödipus auf metaphysisch	466
Meeresstille und glückliche Ausfahrt	472
Selbstbeschränkung des Genies	475
Aporien des Anfangs: Nichts oder Befriedigungserlebnis	478
Die Geburt des Ideals aus dem Nichts	483
Das Trauma des unerträglichen Augenblicks	488
Verwerfung und Verneinung: Das ist es, was ich nicht bin	496
Das Déjà-vu des Anderen	505
Ödipus auf psychologisch: Familie und Familienroman	514
Projektion, Verleugnung und Spaltung	524
Absolute Gegensätze: Gorgo – höchstes Gut	527
Spätes Realitätsprinzip: Leipzig statt Capri	532
Hunger und Liebe	535
Ein Vaterloser vor dem Ödipuskomplex	542
System des Narzissmus – Kunst des Narzissmus	559

<i>Anmerkungen</i>	569
<i>Siglen</i>	585
<i>Personenregister</i>	587
<i>Zeittafel</i>	593

»... das Staunen ist die Grundlage aller Philosophie, das Forschen ihr Fortschritt, die Unwissenheit ihr Ende. Ja, in der Tat, es gibt eine Unwissenheit, die so fundiert und weitgespannt ist, daß sie an Würde und Wagemut dem Wissen in keiner Weise nachsteht – eine Unwissenheit, die sich zu erwerben nicht weniger Erkenntnisfähigkeit verlangt, als der Erwerb von Wissen.«

Michel de Montaigne, Essais¹

Vorwort

Dieses Buch ist weder eine Biographie noch eine Fallgeschichte, obwohl es Züge von beidem hat. Weil der Titel dieses Buches befremdlich, gar herabsetzend wirken könnte, seien mir einige Hinweise dazu gestattet. Bereits das Wort *Fall* changiert von einer alltagssprachlichen Verwendung über die Medizin bis in die Philosophie. Im Alltag bedeutet Fall erst einmal Sturz. Der *Fall des Philosophen* erinnert demnach an den Sturz aus den Höhen der Vernunft. So endete die Metaphysik im 19. Jahrhundert. Doch das war der Fall der Philosophie. Mir geht es auch um den des Philosophen. Es war kein Geringerer als Thales, der, den Blick hinauf zum Himmelsgewölbe gerichtet, in einen Brunnen fiel. Eine Magd verspottete ihn, weil er mit aller Leidenschaft die Dinge am Himmel studiere, während ihm das, was ihm direkt vor der Nase liege, verborgen bleibe. Der Philosoph, der sich den weit entfernten Wahrheiten zuwendet, erscheint dem praktischen Alltagsverstand als lächerlich. Diesem Spott mochte die glücklich machende Schau der ewigen Ideen standhalten, aber unter den Schlägen der Vernunftkritik zerbrachen im 19. Jahrhundert auch diese.

Fast gleichzeitig entsteht damals das neue literarische Genre der Detektivgeschichten. In ihnen verwandelt sich der Sturz aus der Wahrheit in einen aus der Moral und wird zu einem Mord-Fall, der aufgeklärt werden muss. Der Appell der Aufklärung, Kants *Wage Dich Deines Verstandes zu bedienen!*, wird in die Hände eines ebenso scharfsinnigen wie mutigen Detektivs gelegt, dessen Kunst des Spurenlesens den schwerfälligen Polizeiköpfen stets überlegen ist. Seinem Scharfsinn vertraut sich der Prozess der Aufklärung an. Detektivisch gibt sich überdies die Medizin. Sie verwandelt das Schicksal der Leiblichkeit in einen Fall der Psychopathologie, die deren verborgene Wurzeln aufdecken muss, um ihre pathogenen Wirkungen zu beseitigen. Die Krankheit verwandelt sich aus einem Schicksalsschlag in einen Fall der Medizin. Von der Anatomie, die ins Innere des menschlichen Körpers dringt und ihn kunstfertig sezirt, bis zum *morbus sacer*, als sogenannte Fallsucht ebenso verehrt wie gefürchtet, wird der Mensch, Gottes Ebenbild, der Logik naturwissenschaftlicher Rationalität unterworfen. Psychiatrie und Psychologie haben Menschen zum Fall gemacht, die zuvor als abwegig-anrühlich galten: Sonderlinge, Verrückte, Hexen.

Aber »Fall« ist auch ein theoretisches Konstrukt. An die Stelle von Dämonie und Besessenheit tritt seit dem 19. Jahrhundert das wissenschaftliche Bewusstsein der modernen Medizin. Die Krankheit ist ein Fall, lateinisch *casus*, nicht der Teufel, der Faust lachen macht. Aus diesem Ethos ist selbst noch der Fall der Psychoanalyse entstanden, und sie ist damit prompt gescheitert. Etwas Besseres hätte ihr gar nicht passieren können. Obwohl Freud ursprünglich einem naturwissenschaftlichen Ideal verpflichtet war, verwandelte sich ihm die Beschreibung seiner neuen Methode aus einem Fallbericht, der logischer Präzision folgen sollte, in eine dichte Geschichte, in der sich die Sympto-

me der Krankheit als getarnte Beziehungskonstellationen entpuppten, bis sie schließlich als Novelle endeten. Wenn Freud auch die genuine Qualität seines Gegenstandes zu Anfang verkannt haben mochte, so verhalf er ihm gleichwohl dadurch zum Ausdruck, dass er die Kränkung seiner nach dem Gedanken schielenden Sätze so lange ertrug, bis sich ihm schließlich ihr Geheimnis enthüllte: Die *talking-cure* selbst war eine unerhörte Begebenheit. – War es die Ausstrahlung all dieser theoretischen Veränderungen, dass fast gleichzeitig mit Blochs Erstlingswerk *Geist der Utopie* Wittgensteins *Tractatus logico-philosophicus* erscheint? Er beginnt mit den schwergewichtigen Worten: »Die Welt ist alles, was der Fall ist.« *Geist der Utopie* behauptet das Gegenteil.

All das geht diesen Überlegungen voraus. Doch kann ich mich auch auf Texte von Bloch selbst beziehen. Den Ausschlag für den Titel *Der Fall des Philosophen* gaben am Ende zwei Essays von ihm. Der eine handelt von der Philosophie des Detektivromans, der andere von der Philosophie des Künstlerromans. Demnach beginnt die Fallgeschichte als Geschichte eines Mordes und seiner Aufklärung im Kriminalroman; sie gipfelt formal wie inhaltlich in der sophokleischen Tragödie des *Ödipus Rex*. Das Tun des Philosophen erscheint Bloch vergleichbar mit demjenigen des Detektivs. Das Denken beginnt, wenn das Schreckliche schon geschehen ist, aber nach Aufklärung verlangt, weil es sich mit einem Mörder nicht ruhig leben lässt. Die literarisch wie theoretisch überragende Spitze kriminalistischer Aufklärung erreicht der *Ödipus*, weil diese Tragödie die schlichte Trennung in gesuchten Mörder hier, heroischen Aufklärer dort unterläuft. Stattdessen verbündet sich die aufklärerisch-detektivische Suche nach der Wahrheit mit dem wahrheitssuchenden Betroffenen, der je länger, desto mehr gegen sich selbst ermittelt, also Subjekt wie Objekt dieses Geschehens ist. Ödipus präsentiert die Selbstreflexion des Philosophen beispielhaft.

»Erkenne dich selbst« stand in der Vorhalle des Apollontempels von Delphi geschrieben – als Beginn und Leitsatz der abendländischen Philosophie in ihrer Hinwendung zum Subjekt. Damit war doppeldeutig sowohl die Mahnung an die Endlichkeit des Menschen als auch die Möglichkeit der Teilhabe an göttlicher Weisheit gemeint. Dieses Programm führt Bloch auf höchst individuelle Weise weiter. In seiner Lesart verbindet sich die kriminalistische Suche nach der Wahrheit mit einer psychoanalytisch vertieften philosophischen Erkenntnis des Selbst. Dem aufdeckenden Herausbringen stellt er das produktive Hervorbringen zur Seite. Die analytisch-aufklärerische Rekonstruktion der Vergangenheit ergänzt und vervollständigt die Bewegung produktiven Überschreitens, auch wenn im Idealfall beide nicht streng zu trennen sind. Der Weg der Selbsterkenntnis fände seine adäquate Form demnach in der Verwirklichung einer dreifachen Intention: Sie verpflichtet sich der Wahrheitssuche, stellt sie dar und überschreitet sie. Der Inhalt wird zugleich eine Gestalt des Neuen. Am Beispiel des *Ödipus Rex* vollzieht sie sich nicht nur im Medium der Kunst, sondern schafft zugleich eine Art Ur- und Vorbild für die Tragödie des Abendlandes überhaupt.

Trotzdem genügt das Bloch nicht. Für ihn bleibt Ödipus zwar der Urstoff des Detektivischen. Doch die aufdeckende Rekonstruktion der Vergangenheit bringt lediglich etwas ans Tageslicht, was bereits geschehen ist, wegen seines furchtbaren Inhalts aber im Verborgenen gehalten werden muss. Nur weil in Theben die Pest herrscht, sieht sich Ödipus zur Aufklärung gezwungen; er muss, will er sein Volk erlösen, denjenigen finden, der seinen Vater erschlagen, die eigene Mutter geheiratet und mit ihr Kinder gezeugt hat. Er sucht einen Täter und findet – sich. Der Weg der Selbsterkenntnis führt in die Abgründe des Ich. Der *Inhalt* des Vorwurfs, die Ermordung des Vaters und der Inzest mit der Mutter, wird als das Spezifische der freudschen Interpretation angesehen. Doch war der *Prozess* der Wahrheitssuche, die Flucht- und Ausweichmanöver, mit denen Ödipus der Wahrheit zu entkommen sucht, für Freud mindestens ebenso bedeutsam, erkannte er darin doch ein Analogon für die psychischen Widerstände, die sich der Wiederkehr des Verdrängten aufgrund des Ungeheuerlichen seines Inhalts entgegenstellen. Nicht so sehr die Erweiterung des Bewusstseins um das Unbewusste, sondern der Kampf des bewussten Ich gegen die Wiederkehr des Verdrängten ist das Thema der Psychoanalyse zu Beginn des 20. Jahrhunderts. So hat auch Bloch Freud verstanden. Für ihn war Freud die Vertiefung und Vollendung der Aufklärung, ihre Radikalisierung. Doch er erkennt in dessen Verständnis des Unbewussten allein ein Nicht-Mehr, eine untergegangene Vergangenheit, nichts, was in die Zukunft weisen würde; mit der Auflösung des Falls ist der Auftrag erfüllt – und erloschen zugleich.

Blochs Philosophie des Noch-Nicht-Bewussten hat sich dagegen vorgenommen, Neues hervorzubringen und die Vergangenheit zu überschreiten. Spätestens mit dem Geniekult des Sturm und Drang hat dieses Bewusstsein seine psychische Inkarnation gefunden; an die Stelle der feudal-transzendenten Abkunft der künstlerischen Inspiration setzt sich die Selbsterschaffung des Genies. Im Anschluss an Kant sieht Bloch im Genie dieses Bewusstsein des Noch-Nicht am Werk. Alle Regeln sprengend, setzt es selbst neue Regeln. Es ist das Verdienst des Künstlerromans, jene Kämpfe mit den inneren und äußeren Widerständen darzustellen, die der produktive Künstler überwinden muss. Doch steht das Genie nicht nur in Kunst und Wissenschaft an vorderster Front, sondern in ihm verwirklicht sich am Ende die Produktivkraft der Natur selbst.

Diese doppelte Bewegung von *analytischem Herausbringen* und *produktivem Hervorbringen* versuche ich bei Bloch selbst darzustellen. Im ersten Schritt rekonstruiere ich den Zusammenhang der Entwicklungsgeschichte von Blochs Denken mit derjenigen seiner Psyche, zeige die gemeisterten Krisen und die bleibenden Konflikte wie die sich wiederholenden Einbrüche. Die zweite Linie dagegen verfolgt die konstruktive Bewegung in Blochs Schreiben und Denken und versucht zu zeigen, wie er – meist aus einer prekären Gegenwart heraus – sich seinen Konflikt buchstäblich von der Seele schreibt und diese Konstruktion im gelingenden Fall nicht nur auf ein psychisch Neues

hin öffnet, sondern sie zugleich verwirklicht. Vergebliche Anläufe, mühsame Wiederholungen, scheiternde Schlüsse dokumentieren die Schwierigkeiten, Rückfälle, gar unüberwindbare Niederlagen in diesem Prozess.

Viele Texte in Blochs Werk ringen ebenso sehr um das Verständnis des Psychischen, wie sie aus der Psyche des Verfassers heraus geschrieben sind. Zur Zeit von *Geist der Utopie* gesteht Bloch ein, dass er den sich ihm entziehenden Inhalt im Umweg über die Leidenschaft des Sprachdukts in eine erste Form gießen will – als Statthalter eines künftigen Begriffes. Ein Leben lang hat er um dessen Konkretisierung gerungen. Aber seine Überlegungen erscheinen nicht im Gewande der Psychologie, auch nicht der Psychoanalyse, sondern in der Nachfolge Kierkegaards als existentialphilosophische Reflexionen oder als philosophierende Geschichten wie in den *Spuren*. Am Ende zielt meine Rekonstruktion auf jene vorsprachliche Dimension der Erfahrung, die man auslegen muss, auch wenn sie sich aus ihren archaischen Inhalten wie aus ihren überwältigenden Äußerungen zwingend erschließen lässt. Weil sich dabei die unterschiedlichen Schichten deutlich voneinander abheben lassen, spreche ich von einer *Archäologie des Denkens* im Werk von Ernst Bloch.

Da ist zum einen die Auseinandersetzung mit dem, was in der Tradition der Philosophie Vernunft und Metaphysik bedeutete. Dieses Erbe will Bloch nicht nur erhalten, was für einen marxistischen Philosophen schon verblüffend genug ist, sondern weiterführen. Seine zentrale Kritik an der Metaphysik ist deren Engführung von Wesen- und Gewesenheit, der Vorzug, den die Erinnerung als Organon der Wahrheitsfindung hat. Ihr setzt er seine Metaphysik des Neuen und der Hoffnung entgegen, intendiert als deren Vollendung und Überwindung zugleich. Das Noch-Nicht der Zukunft ist ihr bestimmender Zeitmodus, während sich seine Theorie der Vergangenheit auf ihre noch uneingelösten utopischen Momente konzentriert. Mit seiner Theorie der Ungleichzeitigkeit und dem Programm einer mehrschichtigen Dialektik versucht Bloch, mit den erkenntnistheoretischen Mitteln der Philosophie über deren Beschränkungen hinauszugelangen. Diese Auseinandersetzung mit der abendländischen Metaphysik, die seit Thales und Sokrates zwischen Natur- und Selbsterkenntnis pendelt und in Blochs Selbstbegegnung als Heimat zu sich fände, bildet die oberste Schicht in Blochs Denken.

In Blochs Augen wird die traditionelle Metaphysik seit Marx durch den Vorrang der Praxis vor der Theorie erweitert, kritisiert und unterhöhlt. Die Bewusstseins- und Vernunftkritik des 19. Jahrhunderts, für die Schopenhauer und Nietzsche zeugen, kehren die Grundfesten dieser Metaphysik von oben nach unten. An die Stelle der Vernunft tritt das Primat des Willens und des Triebes vor dem Verstand; dem Apollinischen geht das Dionysische voraus. Diese neue Philosophie bahnt sich in der Nachfolge Kierkegaards den Zugang zu den verschiedenen Gebieten der Philosophie, selbst noch dem der Ontologie, stets über die je eigene existentielle Erfahrung: Keine Philosophie ohne den Philosophen dahinter. Kierkegaards literarischer Kunstgriff, sein Werk unter mehreren Namen zu veröffentlichen, erschien Bloch als Ausdruck einer

Kritik an der Einheitlichkeit des Bewusstseins, von der die neuzeitliche Philosophie in der Nachfolge von Descartes ebenso selbstverständlich wie dogmatisch ausging. Daneben bildet Blochs Auseinandersetzung mit der Phänomenologie Husserls und dem – verachteten – akademischen Neukantianismus die zeitgenössische Folie, von der sich seine Philosophie in ihrer risikoreichen Fremdheit abhebt. Kategorial findet sich seit den *petites perceptions* bei Leibniz auch in der Philosophie eine Form des Unbewussten, die Bloch als frühen Zeugen seiner Theorie vom Dunkel des gelebten Augenblicks immer wieder bemüht. Im »Mitimplizierten« der Husserlschen Phänomenologie sah Bloch einen zeitgenössischen Verbündeten seines Ansatzes; die grundlegende Intentionalität und die methodische Einklammerung der Epoché bilden weitere Überschneidungen. Das beschreibt die zweite Schicht des Blochschen Denkens im Anschluss an den revolutionären Bruch im Denken der Moderne.

Die Überzeugungen von einem werdenden Ich, seiner Gewordenheit wie seiner Zerrissenheit, und von einem nicht nur deskriptiven, sondern dynamischen Unbewussten sind es, die Bloch vor allem mit Freud teilt. Freuds Spezifikum gegenüber dem Unbewussten der Philosophie, zugleich dessen eigene Ausdrucksform, ist der *Widerstand*, mit dem sich dieses Unbewusste gegen seine Bewusstwerdung sträubt. Dieses Unbewusste stellt sich vor allem als Resultat der Verdrängung dar. Bloch nennt es das *Nicht-Mehr-Bewusste*. Diese dritte Schicht eines verdrängt Unbewussten sowie die Kunst ihrer Auflösung bildet den privilegierten Gegenstand der Freudschen Psychoanalyse. Wie die Marx'sche Ideologiekritik gehört sie zu den Voraussetzungen einer radikalisierten Selbsterkenntnis, aber Bloch setzt sie als prinzipiell geleistet voraus. Mit deren Dechiffrierung hält er sich nicht allzu lange auf, sondern begnügt sich mit der Kategorie des Detektivischen, das die Schrecken der Vergangenheit auflösen hilft. Im Unterschied zur Kritischen Theorie erkennt Bloch in der Psychoanalyse wenig exklusiv philosophisches Kapital, weil er in ihr nur die weiterwirkenden Sünden der Vergangenheit sieht. Seine späten Überlegungen zur Anagnorisis führen allerdings darüber hinaus.

Entscheidend für Bloch ist jene Schicht des Unbewussten jenseits der Verdrängung: das *Noch-Nicht-Bewusste*. Er berichtet davon als von einer Entdeckung, die bereits in jungen Jahren als sein erster und einzig originaler Gedanke geradezu über ihn gekommen sei. Ein Leben lang spürte er diesem noch nicht bewussten Wissen hinterher. Sei es, dass er es kategorial zu fassen versuchte; sei es, dass er theoretisch im Umweg über die Vergangenheit deren uneingelöstes Versprechen verwirklichen wie die drohende Gefahr darin bannen wollte; sei es, dass er in der Erhabenheit von Moral und Natur ein Unbedingtes erkannte, das ihm schließlich zum *Prinzip Hoffnung* gerann. Diesem Überschreiten gilt Blochs vorzügliche Aufmerksamkeit. Das Vorphilosophische der eigenen Psyche radikalisiert er noch einmal in einer durch den Existenzialismus vertieften Manier, indem er sich guten Gewissens den Zugang zu seiner Philosophie über seine persönliche Erfahrung bahnt, allerdings mit dem Ziel ihrer Verallgemeinerbarkeit. Die Besonderheit von Blochs

Individualität soll am Ende zum Spiegel des allgemein Menschlichen werden und trotzdem die Einzigartigkeit der Person bewahren. In der Spannung zwischen dem Hegel zugeschriebenen Diktum, wonach alles falsch sei, was in seiner Philosophie von ihm selber stamme, und der diametral entgegengesetzten Überzeugung Kierkegaards, wonach alles falsch sei, was in seiner Philosophie *nicht* von ihm selber spreche – in dieser Spannung steht das Blochsche Werk.

Doch bleibt die gelegentlich gespenstisch intime Bindung des Blochschen Denkens an die eigene Person eine Herausforderung. Sie ist in Blochs jungen Jahren weit direkter und offener. Davon zeugen die *Spuren*. 1930 zum ersten Mal veröffentlicht, bilden sie auch aus philosophisch-systematischen Gründen den Grundstein zur Architektur der Gesamtausgabe. Es sind Spuren in die Schicht eines nicht verdrängten Unbewussten, in dem Bloch, den Rissen im Bewusstsein folgend, jenes Noch-Nicht-Bewusste aufscheinen sieht, das als freudige Überraschung, aber auch als überwältigender Schrecken begegnet. Diesem Unbekannten sucht Bloch literarisch durch eine besondere Form gerecht zu werden. Er weicht bewusst und systematisch ins Erzählen aus, wenn er über die Abgründe menschlicher Erfahrung schreibt. Dem Überwältigenden des Affektes korrespondiert Blochs expressionistische Schreibweise, dem Unentschiedenen, Unfertigen seines Gegenstandes das raunende Beschwören. Dabei wird der literarische Ich-Erzähler auch als Person sichtbar, indem er die Gründe preisgibt, die ihm seine besondere Entwicklung ebenso sehr ermöglicht wie bei Strafe des Untergangs abverlangt hat. Je älter Bloch wurde, desto ausgeprägter wurde auch sein Bedürfnis nach Verallgemeinerung, gar Verschwinden im Werk, bei zunehmender Distanzierung von aller Psychologie. Aufs Ganze gesehen, kann man von zwei gegenläufigen Bewegungen sprechen: Dem Ideal der Subjektivierung des Anderen entspricht die Objektivierung des Subjektiven im und als Werk. Dem versuche ich im Umgang mit den Texten gerecht zu werden. Zwar kann ich auf private Daten der Biographie nicht verzichten, aber selbst wo neues biographisches Material auftaucht, ist der Zusammenhang mit dem Werk entscheidend, bei wechselseitiger Spiegelung von Werk und Biographie.

Bekannt ist Bloch nicht einfach als Denker der Hoffnung, sondern als Philosoph eines *Prinzip Hoffnung*. Dass sich aus einem menschlichen Affekt eine philosophische Grundlegung herleiten lasse, hat ihm der Freund-Feind Theodor W. Adorno bestritten, während der Vorwurf, er überschlage das Negative, nicht nur einmal gegen Bloch erhoben wurde. Der Leser des *Prinzip Hoffnung* wird sich diesem Vorwurf aber nur anschließen wollen, wenn er sich nicht zugleich vergegenwärtigt, dass Hoffnung nur dort die Fahne einer besseren Zukunft hisst, wo die Gegenwart in Hoffnungslosigkeit zu versinken droht. Denn tatsächlich gibt es einen, wenn auch bisher eher übersehenen, weil nur in mythisierender Gestalt auftauchenden, finsternen Aspekt von Blochs Konzeption des Noch-Nicht-Bewussten. Er findet sich dort, wo er sich mit den unterschiedlichen Formen der Negation herumschlägt und jener berühmten Frage nachsinnt, die die zentrale Frage der Philosophie sei: Wa-

rum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? In dieser Frage geistert seit Schellings *Freiheitsschrift* eine Form der Negation, der Hegels bestimmte Negation nicht mehr beikommt; eine im Schelling'schen Prinzip des Grundes liegende Irrationalität, die sich im Subjekt als Wahn zu erkennen gibt. An diesen dunklen Strang, der mitten im Deutschen Idealismus auftaucht, knüpft Bloch an. Ontologisch charakterisiert er ihn als Umgang des *Nichts*, während er ihn im Rahmen seiner Theorie des Selbst als den *unerträglichen Augenblick* detailliert beschreibt. Er fügt sich in das ein, was Bloch *metaphysische Ödipuserweiterungen* nennt.

Während der sogenannte »normale« Ödipuskomplex die Dimension des Individualpsychologischen auf die Frage öffnet: Was ist der Mensch?, begnügt sich das, was Bloch als *Metaphysik* des Ödipus umschreibt, nicht mehr mit der Frage nach dem Menschen. Bloch übersteigt die soziale Welt in die Natur und malt seine Phantasien an den Himmel. Aus dem ödipalen Aufrührer wird ein vorweltliches Verbrechen, Iokaste verwandelt sich in die Wehklage der Natur, die aus Schuld des Menschen den Witwenschleier trage. Kurz: Auch die Natur, letztlich der Kosmos insgesamt, wird in diesen Prozess hineingezogen.

Solche Phantasien zeigen ein Noch-Nicht-Bewusstes der besonderen Art. Sie schaffen zwar neue Verbindungen, aber die Grandiosität ihrer Bilder wie das Überwältigende des Affektes liefern das Subjekt diesen psychischen Gebilden aus, als seien sie objektive Wirklichkeit. Was psychisch *verworfen* wurde, wie Freud diesen Vorgang von einer Verdrängung unterscheidet, wird nicht nur als Projektion in die äußere Wirklichkeit übertragen, sondern es kehrt *aus* ihr zurück. Die Phantasie erscheint als äußere Realität, ununterscheidbar von ihr. Diese Stelle bezeichnet den kritischen Punkt, an dem das subjektiv *Noch-Nicht-Bewusste* in ein *Noch-Nicht-Sein* übergeht – oder auch nicht. Ob es im Stadium paranoischer Verkennung privat, gar pathogen wird oder sublimierend angeeignet werden kann und soziale Wirksamkeit erreicht, bleibt als Sprung aus dem Reich der Phantasie in die Wirklichkeit kontingent. Ob Wahnsinn oder Genie – subjektiv entscheidet die Fähigkeit nachträglicher Sublimierung, objektiv dagegen die historische Situation. Was das Genie mit dem Wahnsinn verbindet, aber auch von ihm trennt – diese Frage stellt sich Bloch vor allem in seiner wiederholten Auseinandersetzung mit dem verrückten Moralisten *Don Quichotte*.

Meine Rekonstruktion versucht, diese verschiedenen Schichten des Denkens darzustellen. Der philosophische Diskurs des Selbstbewusstseins erweitert sich um das Mitimplizierte, der Kampf um die Auflösung des Verdrängten stellt sich sowohl im Werk als auch in Blochs Selbstbeschreibungen dar. Aber darüber hinaus existiert eine Sphäre, die von der affektiven Macht wie von der spezifischen Formensprache des Paranoischen aufgeladen ist. Sie zeigt sich vor allem an der Erstfassung von *Geist der Utopie*. Über weite Strecken lebt dieses Buch so sehr von der überschäumenden Kraft performativer Sprechakte, dass es den Zeitgenossen als »Amoklauf zu Gott« erscheinen konnte, als eine für Wort, Geist und Psyche gefährliche Jagd. Hier ging Blochs leidenschaft-

liche Wortgewalt auf Kosten des Denkens. Sein messianisch-mystischer Zug sagt nicht nur der normalen Logik den Kampf an, sondern hat Momente des Unheimlichen. Aber gerade deshalb war dieses Erstlingswerk, von dem sich Bloch später theoretisch (nicht moralisch) distanzierte, für meine Rekonstruktion unverzichtbar – jenseits der ausgeklammerten Frage nach dem objektiven Wahrheitsgehalt. Das Buch verrät die Ursprünge eines Denkens, das dem Affekt abgerungen wurde, und erlaubt Einblicke in die enormen psychischen Gestehungskosten dieser Philosophie.

Mein Erkenntnisinteresse hatte eine notwendige Verschiebung der Perspektive zur Folge: Diese Lesart orientiert sich an den Auffälligkeiten und den inneren Wandlungen von Blochs Denken. In dieses Labyrinth hineingetraut habe ich mich am Ariadnefaden des Symptoms. Das Existentielle, das aus dem Rahmen Fallende, das theoretisch Widersprüchliche, ja das im Lichte späterer Entwicklung geradezu Falsche, bildet meinen methodisch bevorzugten Zugang. Dem entspricht die Auswahl der Blochschen Texte. Es sind vor allem die »problematischen«, an denen ich mich orientiere; Texte, deren existenzialistischer Hintergrund sie philosophiegeschichtlich legitimierte, die aber in ihrer literarischen Dichte den biographischen Ursprung durchschimmern lassen. So führt ein prominenter Text wie *Ein alter Krug* nicht nur ins Innere dieses Gefäßes, sondern auch in dasjenige seines Autors. Gerade jene Werke, die ich *theoretisch* für Blochs bedeutendste halte, kommen in diesem Kontext allenfalls als Beispiele *gelungenen* Überschreitens vor, sei es nun *Erbschaft dieser Zeit*, *Naturrecht und menschliche Würde* oder das Buch über *Hegel*.

Dezentrierung des Blochschen Werkes, das ist die eine Seite; eine im Wechsel genetische *und* strukturelle Lesart die andere. Der Aufbau des Buches beginnt mit den frühesten Dokumenten, aber die Chronologie franzt sich später aus, bis sich das Schlusskapitel gänzlich unabhängig macht. Auch wenn die Genese nie die psychische Struktur erklärt, sondern umgekehrt die Struktur im Nachhinein über die psychische Bedeutung der Entwicklungsgeschichte entscheidet: Ohne letztere bliebe die strukturelle Rekonstruktion ebenso blutleer und inhaltsarm, wie eine rein entwicklungsgeschichtliche Betrachtung theoretisch kontingent bleiben müsste.

Dezentriert erscheint in dieser Rekonstruktion auch die Person selbst. Vergleiche ich die Gestalt, die mir aus den Quellen entgegentritt, mit jenem Ernst Bloch, den ich in Tübingen kennenlernte, kommen mir Zweifel, ob ich es mit derselben Person zu tun habe. Gewiss ist, dass er nicht nur einen weiten Wirkungskreis ausschritt, sondern auch eine ungewöhnliche persönliche Entwicklung durchlief. Es gelang ihm, sich zu dem zu machen, als der er sich entworfen hatte. Dafür stand vor allem sein Werk, aber eine Aufforderung zur Sublimierung sah er im Bezug auf die eigene Person nicht weniger als hinsichtlich des Umgangs mit den Anderen. Das Charisma seiner Person in Kombination mit einer schlichten Lebenswürdigkeit im Alter dokumentieren nicht nur Zeitgenossen. Gleich zwei seiner langjährigen Assistenten, die mit ihm auch persönlich engen Kontakt pflegten, Burghart Schmidt und Gerd

Ueding, fühlten sich zu posthumer Würdigung aufgefordert. Schmidts *Kopfstand – Buchstand* zeigt Blochs überragende Wirkung in seinen Vorlesungen, den selbstironischen Autor, den teils fremden, aber freundlichen Privatmann, während Ueding im Umweg der Erinnerung an gemeinsam rauchend verbrachte Abende nach getanem Tagwerk die Atmosphäre ihrer gemeinsamen literarischen Spaziergänge wieder zum Leben erweckt. *Wo noch niemand war* ist der Titel seines schönen Buches, in dem, nach bestem Blochschen Vorbild, persönliche Erinnerungen mit theoretischen Überlegungen verwoben sind. Beide, die Bücher wie die Autoren, rufen in mir die wehmütige Erinnerung an jenen Bloch wach, den ich kannte und dem ich so viel verdanke. Meine Rekonstruktion dagegen lässt einen Bloch entstehen, den ich *nicht* kannte. Zweifel an der theoretischen Legitimität meines Unterfangens wechselten sich während der Arbeit an diesem Buch ab mit Phasen persönlicher Enttäuschung über den Verlust meines Bloch-Bildes. Diese Enttäuschung, so fürchte ich, könnte sich noch auf jene übertragen, die sich bis heute dem Fortwirken von Mann und Werk widmen. Aber die Enttäuschung des eigenen Bedürfnisses nach Idealisierung verschlägt wenig und wird reichlich kompensiert durch faszinierende Einsichten in die Entwicklung eines Menschen, der sich viel abverlangte.

Die Zeitläufte haben Blochs Werk eine kontinuierliche Entwicklung versagt. Aber auch unter glücklicheren historischen Bedingungen wären Friktionen wohl kaum ausgeblieben. Wiewohl von großem öffentlichen Interesse im Deutschland der 60er und 70er Jahre, konnte Blochs Philosophie im akademischen Betrieb nie wirklich Fuß fassen. Wenn Habermas sie 1960 als einen »irritierenden Tatbestand« charakterisierte, dann hat sich daran bis heute wenig geändert. Trotz eines eigenen Ernst-Bloch-Zentrums in der Geburtsstadt Ludwigshafen, trotz Ernst Bloch-Preis und Zukunftsrede, trotz diverser, durchaus regsamer Bloch-Gesellschaften können kaum Zweifel daran bestehen, dass diese Philosophie immer mehr an den Rand, wenn nicht gar in den Abgrund der aktuellen philosophischen Debatten gedrängt wird. Dem leistet mittlerweile ein umfangreicher Band Widerstand: *Ernst Blochs Philosophie der Hoffnung und Utopie – im Kontext und Diskurs*. Helmut Fahrenbach, der sich schon seit Blochs Tübinger Jahren mit dessen Werk auseinandergesetzt hatte, nimmt das Thema einer Philosophie der Zukunft wieder auf und bestimmt dieses Irritierende an Blochs Denken genauer. Indem er das häufig als erratischer Block beschriebene Werk Blochs mit so unterschiedlichen Philosophen wie Sören Kierkegaard, Karl Jaspers, Jean-Paul Sartre, Herbert Marcuse, Henri Lefebvre und Jürgen Habermas, aber auch Martin Heidegger in Verbindung setzt, erfüllt sein Buch ein Desiderat im zeitgenössischen Denken einer Philosophie der Zukunft.

Was der Gewinn meiner Überlegungen für die Philosophie sein könnte? Zum einen verstehen sie sich in der Tradition der philosophischen Suche nach Selbsterkenntnis. In einer Rückwendung auf die Philosophiegeschichte gelingt Bloch eine Verbindung von Subjekt- und Naturphilosophie, indem er das sokratische »Erkenne Dich selbst« um die Dimension der Naturphiloso-

phie erweitert. Dafür zeugt nicht nur Blochs Buch über das *Materialismusproblem*, sondern auch, auf die eigene Person heruntergebrochen, der Text aus den *Spuren* mit dem Titel *Die Wasserscheide*, in dem die Wahrheitssuche des Subjekts auf den Kämmen des Hochgebirges, wo sich die Wasserläufe in Nord und Süd trennen, Antwort findet. Hinter dem sokratischen Daimonion erheben sich die Elemente der Naturphilosophen. Thales fällt nicht nur im Anblick der Erhabenheit des Sternenhimmels in den Brunnen, er wird auch aus dem Prinzip seiner Philosophie, dem Wasser, geboren; und Bloch mit ihm. Als Erzählung von der Geburt des Selbst im Umweg über eine ins philosophische Studierzimmer hereingefallene männliche Leiche ließ sich das jedoch nur durch eine psychoanalytisch motivierte Lesart dechiffrieren.

In ihrer besonderen sprachlichen Form scheint mir Bloch an Platons *Symposion*, aber auch an die *Bekenntnisse* von Augustin wie an die *Essays* von Montaigne anzuknüpfen. Wenn die *Bekenntnisse* den Glauben suchen, so bedeutet das Philosophieren für Montaigne, sterben zu lernen, während Blochs Philosophie das Hoffen lehrt. Darüber hinaus verfolgt diese Rekonstruktion jene, Aristoteles zugeschriebene, Frage aus den *Problemata XXX,1*, warum alle großen Geister Melancholiker gewesen seien. Gefragt ist der Zusammenhang von Geist und Psyche; sie unterstellt zumindest als Möglichkeit die Geburt herausragender Fähigkeiten aus dem, was man heute so schnell Psychopathologie nennt. Schon deshalb versuche ich so weit als möglich, normierende Unterscheidungen zwischen Normalität und Pathologie zu unterlaufen, und frage im Gegenteil nach den Bedingungen der Möglichkeit für Kreativität im allgemeinen, aber selbst noch in jenen psychischen Äußerungsformen, die wahnhaft aufgeladen sein mögen. Ziel wäre eine möglichst umfassende Darstellung menschlicher Erfahrung. Auf die Sachen selbst zurückzugehen – dieser Kampfruf der Phänomenologie gilt für Bloch in besonderer Weise. Gerade die immer wieder gerügte Subjektivität von Blochs Zugang zur Philosophie füllt den Begriff existentieller Erfahrung über die Analysen von Husserl und Heideggers »Existenzialien« hinaus auf und erweitert ihn. Gerade weil er es sich teils erlaubt, teils abverlangt, die eigene Person in ihrer individuellen Besonderheit zum Ausgangspunkt seiner Philosophie zu machen, reichert Bloch den Begriff der Erfahrung über dessen theoretische Analyse hinaus mit der Fülle des Lebens an, seinem Glück wie seinem Unglück.

Aber diese Texte finden sich kaum mehr im *Prinzip Hoffnung*; hier spricht ein Summist des Noch-Nicht. Stattdessen sind es in der Regel frühe, kleine Texte, die von diesem psychischen Un-Grund zeugen und ihre *Spuren* in die Abgründe des Menschen bahnen. Um diesem *Pathos* des Lebens gerecht zu werden, hat Bloch Erfahrungen in die Philosophie eingetragen, die nicht nur theoretisch von ihnen handelt und sie begreifbar machen will. Sie begnügt sich nicht damit, diese Erfahrungen erzählend zu vergegenwärtigen, sondern will den Absturz nachvollziehbar machen, den Leser gar mit in ihn hineinziehen. Ein Text hatte für Bloch erst dann sein Ziel erreicht, wenn der Leser sich erstaunt fragte: Woher weiß der Autor das von mir? Intersubjektivität

bildet sich demnach bereits auf der Ebene des Textes, der über den Buchrand hinaus dem Lesenden durch die verschriftlichte Vermittlung leidvoller Erfahrung, die Gemeinsamkeit verheißt, zur Selbsterkenntnis verhilft. Eingebettet in Politik, Gesellschaft und Geschichte vollzieht sich diese Erfahrung zwar immer nur im Individuum, aber in Blochs konkretem Fall ist sie historisch aufgeladen mit dem Leiden des sozialen Außenseiters, theoretisch mit seinem Leiden an der Moderne, gipfelnd in demjenigen des aus seiner Heimat und seinem angestammten Kulturkreis vertriebenen jüdischen Emigranten, der nur in seiner Muttersprache Fuß hatte fassen können.

Was aber ist umgekehrt der Ertrag dieses Buches für die Psychoanalyse? Überrascht stelle ich im Nachhinein fest, dass sich das Konstrukt des Ödipuskomplexes gegen meine bewusste Erwartung durchgesetzt hat. Damit hatte ich wahrlich nicht gerechnet. Ob ich immer noch unter der Macht eines Denktabus stand, die von Blochs Aura ausstrahlte? Schon seinen, selbst nicht unbedeutenden, Freunden war Bloch als *Big Man* erschienen. Wie also sollte es mir, einer damals gerade zwanzigjährigen Studentin, anders ergehen? Dass dieser große alte Mann überhaupt Eltern hatte wie alle Normalsterblichen, war bereits ein unbehaglicher Gedanke, aber ihm das Schicksal einer normalneurotischen Entwicklung unterstellen zu wollen, verbot sich angesichts seiner menschengewordenen Bedeutsamkeit. Die Mächtigkeit seiner Person versperrte den Zugang zu seiner Geschichte. Bis heute scheint es mir die Besonderheit von Bloch gewesen zu sein, dass er sich die kontingenten Anteile seines Lebens in einer Weise anzueignen verstanden hatte, die seine vorgängige Abhängigkeit von allem Anderen, gar Fremden, am Ende in Selbstbestimmung verwandelte. Es war ihm gelungen, sich selbst zu erschaffen; im und durch das Werk.

Aber Bloch hat den langen Weg seiner Selbsterschaffung schriftstellerisch so dokumentiert, dass sich eine besondere Gestalt des Menschlichen zu erkennen gibt. Sie komprimiert, wie Freud sich dies von seiner Fassung des Ödipuskomplexes erhofft hatte, die Geschichte des Individuums mit derjenigen der Gattung. Deshalb meine ich weniger die psychologischen Motive dieses Konstrukts, wenn ich im Zusammenhang mit Bloch vom Ödipuskomplex spreche; vielmehr wird dieser theoretisch zentral über die psychische Funktion, die er in Blochs Entwicklung einnimmt. Diese Funktion ist dabei ebenso prominent wie paradox. Denn der Ödipuskomplex bildet nicht weniger als das zwar *manifest abwesende*, aber gleichwohl *psychisch organisierende theoretische Zentrum*, auf das hin sich Bloch selbst in jenen Phasen ausrichtet, in denen er hinter dem klassischen Ödipuskomplex zurückbleibt. Was sich aus Blochs Texten und Leben rekonstruieren lässt, geht nicht nur über den sogenannten einfachen, sondern selbst noch über den voll entfalteten Ödipuskomplex hinaus und verschiebt seine Herkunft zurück bis zu Blochs frühester Erinnerung. Während zur Zeit des einfachen Ödipuskomplexes das Begehren des Kindes dem heterosexuellen Elternteil gilt, begleitet von feindseligen Wünschen gegenüber dem störenden gleichgeschlechtlichen Elternteil und

Porträt des Philosophen als junger Mann

Er fiel auf. In jungen Jahren wollte er das auch. Lieber negativ als gar nicht. Auch darin hat er sich im Laufe seines Lebens gründlich geändert. So war es kein Wunder, dass man über den berühmt Gewordenen schrieb. Doch tat man es meist spät, im Rückblick auf Erfahrungen mit dem jungen Bloch, der damals bereits auf ein gesegnetes Alter zurückblickte. So war es beim fünf Jahre jüngeren Ludwigshafener Schulfreund Friedrich Burschell; und so auch bei selbst bekannt, ja berühmt gewordenen Weggefährten und Freunden wie Siegfried Kracauer, Theodor W. Adorno, Gershom Scholem und Hans Mayer. Teils waren das Erinnerungen, teils eher theoretische Auseinandersetzungen, und womöglich für einen runden Geburtstag geschrieben. Der öffentliche Anlass, Alter und Distanz waren meist Motiv genug, um die Erinnerung in Milde zu tauchen. Zeugnisse aus jungen Jahren von mehr oder weniger Gleichaltrigen sind dagegen selten, aber umso kostbarer, versetzen sie doch mitten hinein in die Konflikte der damaligen Gegenwart. Anlässe dafür gab es genug: individuell-psychologische aus einer gezeichneten Biografie, soziale des jüdischen Außenseiters und nicht zuletzt weltgeschichtliche.

Keine der Katastrophen des 20. Jahrhunderts, die Bloch nicht direkt betroffen hätte, meist als Opfer. All die zahlreichen politischen Zäsuren des vergangenen Jahrhunderts haben dieses Leben geprägt; ein Leben im Windschatten der Weltgeschichte war Bloch nicht vergönnt. Bereits seine jüdische Herkunft sprach dagegen. Seine politische Orientierung tat ein Übriges, um ihn zum Außenseiter zu stempeln; erst die letzten fünfzehn Jahre in Tübingen (1962 bis 1977) waren nicht mehr von persönlichen oder politischen Katastrophen geprägt, sondern erlaubten ihm im sicheren Abseits der schwäbischen Gelehrtenrepublik die konzentrierte Arbeit am Werk. In dieses war die Weltgeschichte ebenso sehr eingeschrieben, wie es ihr abgetrotzt worden war.

Einblicke in die Gemengelage persönlicher Empfindlichkeiten und theoretischer Streitereien geben dagegen andere Dokumente. Das gilt vor allem für die Freundschaft mit Walter Benjamin, wie sie aus dessen Briefen sichtbar wird. Zeitzeugen waren außerdem Marianne Weber und Harry Graf Kessler, die wenigen Nichtjuden unter den Porträtisten. Eine Zwischenstellung nimmt das ausführliche Porträt von Margarete Susman ein: Veröffentlicht 1964, kann es sich doch auf Erfahrungen beziehen, die nicht nur intim sind, sondern in jungen Jahren beginnen (Susman 1964, 79 ff., 86 ff.).¹ Susman hatte Bloch schon 1910 im Seminar von Georg Simmel kennengelernt und wurde bald seine enge Vertraute; so unterstützte sie ihn nicht nur ökonomisch, sondern auch in allem anderen und bekümmerte sich – in den Worten Blochs – um »jeden abgesprungenen Hosenknopf wie um meine Philosophie« (Bloch 1985a, 58). Doch zerstritt er sich bereits 1911 vor allem mit Simmel, aber auch mit ihr. Als er sie 1917 im Schweizer Exil wiedersah und erfuhr, dass sie in Thun lebte, zog er ihr mit seiner ersten Frau Else sofort nach. Ihr widmete er das erste Buch, das er nach Elses Tod schrieb, nämlich den *Thomas Münzer*. Bis zu ihrem Tod

1966 behielt er eine besondere Beziehung zu ihr. In ihren Erinnerungen, 1964 veröffentlicht, gab Susman preis, dass es nicht nur eine innige Freundschaft, sondern phasenweise auch eine Liebesbeziehung gewesen war. Sie dauerte von 1917 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges.

Eros als Scholastik der Fingerspitzen

Auftakt: Berlin 1910. »Der hat den Eros« (Susman 1964, 79) – das sei Georg Simmels erstes Wort über Bloch gewesen. Das fand auch Margarete Susman, aber trotzdem versuchte sie, ihn von sich fernzuhalten. Vergebens, seinem Ansturm war sie auf Dauer nicht gewachsen: Was sie noch im Abstand von fast fünfzig Jahren erzählt, deutet auf einen zwar charmanten, aber auch sehr bedrängenden jungen Mann. Kaum hatte sie sich das erste Mal länger mit ihm unterhalten, fragte er sie sofort: »Darf ich morgen zu Ihnen kommen?« – Sie verneint, er setzt unverdrossen nach: »Welchen Tag dieser Woche?« (79) Das brach ihren Widerstand. Als sie ihn später einmal zu lange warten ließ, schrieb er ihr: »Wenn Sie mich jetzt nicht einladen, komme ich einfach und reiße so lange an Ihrer Klingel, bis sie zerbricht« (81). Diesem Mann gegenüber hat sie wenige Möglichkeiten. Entweder sie wirft ihn ein für allemal hinaus, oder die Tür ist bleibend offen: Eingetreten! Fremd, geradezu verstörend muss Bloch auf sie gewirkt haben. Ungewöhnlich findet sie ihn, als Mensch und als Denker. Das war im Nachhinein eine sehr mildernde, den Konflikt herabstimmende Beschreibung. Blochs Auftreten muss offen und gewollt provokant gewesen sein. Das zeigt bereits die Art, wie er um einen der begehrten Plätze für das Kolloquium von Simmel »bittet«: »Ich habe«, so der Auftakt dieser wechselvollen Beziehung, »jetzt in Würzburg promoviert und habe mir als Belohnung dafür Berlin und Sie selbst, Herr Professor, ausgesucht.« Simmel beantwortet diese Breitseite überlegen mit: »Halten Sie es denn, Herr Doktor, für ein so großes Verdienst zu promovieren, daß Sie eine Belohnung brauchen?« (Bloch 1977b, 33) Diese Erinnerung des greisen Bloch erweist dem Lehrer späten Respekt. Gewonnen habe er Simmel mit jener großen Entdeckung, die bei ihm im Alter von 22 Jahren wie ein Blitz eingeschlagen hatte: seiner Entdeckung eines Noch-Nicht-Bewussten, seinem ersten und einzigen originalen Gedanken, wie Bloch noch am Ende seines Lebens betont.

Der Bruch mit gesellschaftlicher Doppelmoral war für Bloch in jungen Jahren Programm. Das könnte, so vermutet Susman, der Grund für das spätere Zerwürfnis mit Simmel gewesen sein. »Denn was Simmel, der ältere und verheiratete, unter den damals gewohnten Formen der Gesellschaft verbarg, das trat bei Bloch, dem jüngeren und freien, als ein Selbstverständliches offen zutage.« (Susman 1964, 80) Dahinter steckte offenbar ein handfester Konflikt um die jeweilige Sexualmoral. Während Bloch sich nicht nur offen, sondern schon fast panisch zu seinem »wildem Leben« bekannte, wie er in den Briefen an Lukács einmal schreibt, wahrte Simmel den Schein einer intakten Ehe, hat

aber, wie Susman verrät, ein außereheliches Kind mit Gertrud Kantorowicz. Anstößig scheint eher das wilde, rebellische Benehmen Blochs gewesen zu sein, weniger das sexuelle Gebaren; darin, so unterstellen diese Formulierungen, gaben sich Simmel und Bloch nicht viel nach.

Allerdings war Simmels Diktum auf den *philosophischen* Eros gemünzt. Darüber verrät der Text von Susman nichts. So bleibt nur eine Rekonstruktion im Spiegel des Anderen: Was erscheint *Bloch* als der philosophische Eros von Georg Simmel? Auf diesem Umweg wird die gemeinsame philosophische Schnittmenge kenntlich, die Bloch mit Simmel verband. Simmel war gewiss derjenige von den damals bestallten Professoren, der in Stil und Inhalt seines Philosophierens der Prägendste für Bloch wurde. Das lag wohl daran, dass Simmel der am wenigsten akademische seiner Lehrer war. Für zwei Momente, so Bloch noch 1958 in seiner Würdigung zu Simmels 100. Geburtstag, verdiente der Lehrer Dankbarkeit. Zum einen für seine »Kunst des philosophischen Spaziergangs« (Bloch 1969, 59): die Leichtigkeit, mit der er die übersehenen Blumen am Wegesrand erkennt, all jenes akademisch verworfene Nebenbei eben, aus dem sich die großen Fragen erst ergeben können und dem formal der Essay seinen heiteren Respekt zollt. Vor allem aber verdient Simmel in den Augen Blochs Dankbarkeit für das Asyl, das er all den Themen gewährt, die in der Philosophie heimatlos geworden seien oder es immer waren: »Herab bis zum Henkel, zurück bis zur Ruine, hinauf bis zu den Alpen«, habe Simmel alles »betroffen und fügsam bedacht« (59). Vor allem aber ist es das durchgängige Motiv des Eros, das Bloch Simmel verdankt. Überliefert von Bloch ist dieser Eros in seiner niederen wie in seiner hohen Form. So zitiert er 1932 als einen Treffer ins Schwarze jene Aussage Simmels, die er sich womöglich in dessen Vorlesungen notiert hatte: »Die neuesten Lehren der Physik (Relativitätstheorie und dergleichen) wirken auf mich wie Dienstmädchen: sie sind mir gleichgültig, aber sie regen mich auf« (56 f.). Geradezu prinzipiell wird in Blochs Augen beim Vielleicht-Denker Simmel der Eros in seiner Form des Relativismus. Er kennzeichnet Simmels philosophische Haltung als »ständige Lustwerbung ums Wahre und eifrige Abwendung von ihm, wenn es sich zeigt« (57). Simmel selber habe sein *tertium datur*; dieses stete Nein im Ja, mit dem er jede Setzung unterlief, aber trotzdem nicht Dialektiker wurde, habe er »durch das Bild einer Frau mit zugewandtem Blick, doch abgewandtem Kopf und Leib« (57) illustriert. Diese Feminisierung des Denkens könne ebenso in eine Koketterie auslaufen, die ihr Versprechen nie einlöst, aber sie ist auch die Voraussetzung für Simmels Fähigkeit, das Besondere zu retten in einer »Scholastik der Fingerspitzen« (60). Die Scholastik der Fingerspitzen – das hat Bloch bei Simmel nicht nur bewundert, sondern auch bei ihm gelernt. Er bleibt mit Simmel in der Bedeutung der Sehnsuchtsstruktur des Eros verbunden, die bei Bloch Hoffnung heißt.

Vorlaut wie Liebe und Trompetenblasen

Auch wenn die Erinnerungen von Susman etwas idealisch geraten sind, so kann kein Zweifel daran sein, dass diese Frau nicht nur sehr viel von Bloch wusste, sondern auch psychisch mit ihm teilte. »Zugleich aber hütete er ein tiefes, schwer erkennbares Lebensgeheimnis, wie es später vor allem in seinem seltsamen Werk ›Spuren‹ als ein höchst Eigentümliches sichtbar wurde« (Susman 1964, 80). Was meint sie mit dem Lebensgeheimnis? Weiß sie etwas Genaues? Der Text weckt die Neugier des Lesers, aber die Lösung liegt in der Literatur, nämlich in den *Spuren* Blochs. Hier, in diesem Buch »vom Geheimnis des Denkens und Seins«, sieht sie dieses »wunderbar zwingend dargestellt. Es sind geheimnisvolle Spuren eines Lebens, das wir in Wahrheit nicht verstehen: Erlebnisse, Erzählungen aus einer unbekanntem Welt, die in jedem Augenblick in unser gewohntes Leben einbrechen und uns das nur Halbwirkliche unseres Lebens enthüllen können. So sprach er oft eine schwerverständliche Sprache« (80).

Was Susman als »Halbwirkliches« bezeichnet, nennt Bloch *Spuren*: Ausdruck dessen, dass das Leben keineswegs vom klaren und deutlichen Blick des Bewusstseins erfasst wird; jede Gegenwart wird stattdessen unterhöhlt von ungelösten Konflikten wie umflort von Möglichkeiten. Diese Risse im Bewusstsein zeigen sich material als Spuren. Sie mögen aus der Vergangenheit stammen und bis in die Gegenwart reichen, sie mögen als plötzlicher Einbruch ins Jetzt der Gegenwart schockieren – oder sie mögen ins Dunkel einer Zukunft führen, der wir allenfalls als Sehnsucht begegnen. Stets brechen diese Spuren die Kontinuität eines gemächlich dahinfließenden Stroms des Bewusstseins auf: als Schock des Fremden, das sich ebenso plötzlich wie gewaltig Aufmerksamkeit erzwingt und von einem machtvollen Geschehen jenseits des Bewusstseins Zeugnis ablegt. Von solchen Erfahrungen, in Form von Geschichten erzählt, zeugen Blochs *Spuren*. Wiewohl erst 1930, also keineswegs als erstes Buch erschienen, werden die *Spuren* zum ersten Band der kanonischen Gesamtausgabe werden, ihr Fundament, das alles Spätere hält und trägt. Doch scheint Bloch lange, bevor er für diese Erfahrungen in seinen *Spuren* eine literarische Gestalt fand, dies auch in seinem persönlichen Leben gesucht und dargestellt zu haben: »Auch pflegte er in seinem eigenen Leben das Alltägliche so mit dem Geheimnisvollen, ja Numinosen zu vermischen, daß es schwer zu entwirren war. Ein an das Grotteske streifender Humor vollendete dieses wundersam geisterhaft faszinierende Bild« (80). So das Porträt von Bloch, als der junge Mann, den Susman 1910 in Berlin bei Simmel kennen gelernt hatte.

Zweiter Einsatz 1917: Nachdem ihre Beziehung aus nicht mehr rekonstruierbaren Gründen 1911 im Krach geendet hatte, trafen sie sich 1917 in Bern wieder. Beide führten sie in der Schweiz als isolierte Pazifisten einen vergeblichen Kampf gegen den Krieg. Dort habe ihr Bloch, wiewohl mittlerweile verheiratet, nach einem langen Gespräch eröffnet, dass er ihretwegen nach

Thun übersiedeln wolle. Ihre Reaktion: »Ich erschrak und fürchtete, er werde mich bei der Arbeit stören und mir kaum noch ein Alleinsein gönnen« (86). Tatsächlich kam Bloch dann Tag für Tag, und es sei ihr unmöglich gewesen, ihn abzuweisen, denn sie habe damals in einem unverschlossenen Hinterhaus im Hof gewohnt. Mann und Werk müssen sie beeindruckt haben: »Nichts Übliches berührte ihn, aber alles, in dem er Geheimnis und Fremdheit spürte. Die Gegenwart sah er nur in diesem Dunkel und in diesem Lichte, wodurch alles Irdische seltsam und geheimnisvoll wurde, nicht zuletzt sein eigenes Wesen. Seine Sphäre war eine von der Zukunft wunderbar erleuchtete Gegenwart [...]. Seine Sehnsucht ging nicht so sehr nach Gott wie nach der echten Heimat des Menschen: nach dem wahren ewigen Menschengesicht« (86).

Er kam nicht nur Tag für Tag, sondern blieb bis spät in die Nacht, las ihr aus dem damals entstehenden *Geist der Utopie* vor, das Susman als ein »Buch voll Zauber, Geheimnis und Musik« (87) charakterisiert, erfand die schönsten Namen für sie und teilte mit ihr nicht nur seine metaphysischen Gedanken, sondern ein »Außerhalb der irdischen Welt« (86).

Diese Beziehung setzte kreative Ressourcen frei, zumindest in Susman, aber vermutlich auch in Bloch, der damals verstärkt an *Geist der Utopie* schrieb, dem ersten Buch, das er nach langen vergeblichen Systementwürfen zustande bringen sollte. Susman jedenfalls fing damals wieder an, Lyrik zu schreiben: *Lieder von Tod und Erlösung* (87 f.). Sie habe diese zwar Bloch vorgelesen, doch sei ihm die Lyrik, nach eigenen Angaben, ein »fremdes Gebiet« (88) geblieben. Umso aufschlussreicher, dass er trotzdem einen Vers von ihr für sie beide aussuchte, den er ihr als Widmung in *Geist der Utopie* schrieb: »Kehr heim mit mir, die Götter überflügelnd / In unserer Heimat namenloses Licht« (88). – Was immer hier Susman mit dem Wort Heimat meinen mag – es kann nicht jener Begriff von Heimat sein, mit dem das *Prinzip Hoffnung* endet –, eines scheint dennoch gewiss: das Ankommen in dieser Heimat bedeutet den biologischen Tod. Beides, Tod und Erlösung, völlig unvermittelt ineinander, das Eine scheint mit dem Anderen geradezu identisch zu sein. Als Austausch zweier Liebender wirkt es wie eine Verführung zu einer absoluten Verschmelzung, die nicht nur alles Irdische, sondern selbst noch die – griechischen – Götter, die gegen den Tod Anderer machtlos sind, hinter sich lässt, um im Licht des Namenlosen heimzukehren: eine erotische Todesphantasie.

Selbst wenn die Heimkehr ins namenlose Licht ihre Hoffnung gewesen sein sollte: an dieser Lösung scheinen beide gezweifelt zu haben. Jedenfalls schreibt ihr Bloch, dem sie offenbar diese Zeilen zu lesen gegeben hatte, bevor sie sie 1964 veröffentlichte, mit vierzigjährigem Abstand folgende Zeilen, die von einer geradezu lebenslangen Todessehnsucht zu künden scheinen: »Auch in mir höre ich oft schon«, so nimmt Bloch den Wortlaut des Verses auf, »die Flügel brausen, ja, ich habe das schon zu hören geglaubt, als ich recht jung war und bei Dir saß, vorlaut wie Liebe und Trompetenblasen und verschlossen wie ein Brahmscher Akkord.« Offenbar trug Bloch bereits damals nicht nur jenes schwer erkennbare Lebensgeheimnis in sich, sondern auch Todesphantasien.

Vorlaut trompetete er von Liebe, eingekapselt blieb der Brahms'sche Todesakkord. Die Brahms'sche Vertonung jenes Bibelverses »Denn wir haben hie keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir...« gehörte zu denjenigen Musikbeispielen, die für Bloch von entscheidender Bedeutung blieben.

Wenn Susman dieses abgründige Kapitel mit den Worten beschließt: »Das Todeserlebnis muß also im Grunde genommen ein gemeinsames gewesen sein« (88), so scheint in dieser Erfahrung einer tödlichen Identität das Besondere ihrer Beziehung zu liegen. Das ist nicht nur Susman bewusst, das weiß auch Bloch, wenn er von ihr als seiner allervertrautesten, dunklen, tiefen Freundin spricht (Bloch 1921b, 31).

Glückloser Beruf

Er überhöhe sein Denken unvermittelt theologisch, das ist es, was Emma Ritoók in einem Brief an Georg Lukács Bloch vorwirft. Aus diesem Brief lässt sich das zweite Porträt des Philosophen als junger Mann konstruieren. Ihr Brief hat den Vorteil der Zeitzeugenschaft und ist ohne Absicht zur Veröffentlichung entstanden. Obendrein war Emma Philosophin vom Fach und intellektuell unabhängig. Sie war es, die Bloch mit Georg Lukács bekannt gemacht hatte; 1910 waren sie alle drei gemeinsam in Florenz, jener Stadt, die Lukács so sehr liebte.

Der Brief, in dem Emma Ritoók nolens volens von Bloch berichtet, ist in einer schwierigen Situation geschrieben. Sie hat Angst um ihre alte Freundschaft mit Lukács, die offenbar durch Blochs Schuld in Gefahr geraten war. Sie scheint sich rechtfertigen zu müssen: »Nie behauptete ich, dachte auch nie, dass Sie sein System verwendeten und erst recht nicht, dass Sie Ihre Grundsätze seinetwegen änderten« (Ritoók 1982, 306).² – Die Differenz zwischen Bloch und Lukács scheint Ritoók sehr wichtig zu sein. Umso mehr muss auffallen, dass sie im selben Brief Lukács darauf aufmerksam macht, wie sehr er sich an die Blochsche Diktion – und an dessen logische Fehler – angeglichen habe: »Als Sie das letzte Mal hier waren, sprachen Sie über das Ringen von Form und Stoff, und sagten schließlich (den genauen Wortlaut weiß ich nicht), die reine Form sei Christus, die reine Materie der Antichrist (Sie sprachen auch über die Einheit der beiden durch coincidentia oppositorum) [...]« – Wie beiseite gesprochen, aber ebenso treffend wie entschieden fügt sie hinzu: »Nun, solches Auftakeln der Begriffe oder Ideen mit theologischen Formen habe ich oft von Bloch gehört und meine, es entspräche Ihrer Denkweise nicht [...]. Das tat mir weh, weil ich das Gefühl hatte, dies passe nicht zu Ihnen« (307). Außerdem kritisiert Ritoók Blochs kosmologische Phantasie. Sie hält von beidem wenig.

Der weit berühmtere Lukács scheint damals so sehr von Bloch beeindruckt gewesen zu sein, dass er sich ihm im Denken und im sprachlichen Duktus anglich und Gefahr lief, die eigene Sprache, die er bereits 1911 in *Die Seele*

und die Formen erfolgreich erprobt hatte, aufzugeben. Nun muss seine alte Freundin Ritoók ihn wieder daran erinnern. War er damals Blochs Drängen erlegen, der stets ihre theoretische Übereinstimmung beschwor und noch im Alter davon sprach, sie seien sich in jungen Jahren so nahe gewesen, dass sie einen »Naturschutzpark der Differenzen« hätten gründen müssen?

Jenseits der Theorie hat Emma Ritoók persönliche Gründe, Lukács an seine Herkunft zu erinnern. Offenbar gab es einen heftigen Streit mit Bloch, in dessen Folge dieser sich hilfesuchend an Lukács wandte. Der, wiewohl in persönlichen Dingen als völlig unberührbar geltend, hatte sich auf Blochs Seite geschlagen und sich gegen seine alte Freundin gestellt. – Nun, zunächst von Bloch angegriffen, gegen den sie sich durchaus wehren kann, sieht sie sich plötzlich dem Widerstand zweier Männer gegenüber und kämpft in diesem Brief um den Erhalt ihrer Freundschaft.

So muss sie also vorsichtig sein; umso aufschlussreicher ist daher das Wenige, das sie über Bloch sagt: »Daran, daß die Welt blöd alogisch ist, hat niemand Schuld, auch Bloch nicht daran, daß er menschlich den glücklosen Beruf hat, ins Leben aller, in das er eintritt, Schaden, Zwist, Mißverständnis und Negation zu bringen, und das umso mehr, je länger seine Genialität diese Tatsache verhüllt. Meine Meinung über sein ethisches Wesen, das sich in ihm während seines Bonner Aufenthaltes« – hier fand das »wilde Leben« statt, von dem Bloch auf einer Postkarte an Lukács berichtet hatte – »voll entfaltetete, ließ ich ihn nicht nur fühlen, sondern sagte sie ihm auch; das lindert nur, daß ich ihn nicht für einen schlechten Menschen, sondern bloß für einen mit kranker Ethik halte« (307). Kurz, sie fand ihn unverschämt und egozentrisch.

Ganz wie Susman betont sie Blochs große intellektuelle Gaben, stößt sich jedoch stärker an seinem Gebaren, das sich nicht an die Gesetze bürgerlicher Wohlanständigkeit hält, sondern in offener Verachtung darüber hinwegsetzt. Warum genau Blochs wildes Leben in Bonn das Zerwürfnis mit Emma Ritoók provozierte, lässt sich nicht rekonstruieren. Ihre Kritik muss Bloch empfindlich getroffen haben, denn er wendet sich umgehend an Lukács, der ihm nicht nur recht geben, sondern mit ihm gemeinsam die Freundschaft zu Ritoók aufkündigen soll! Dieser macht sogar mit, wenn auch vermutlich nur kurzfristig. Wenig später wird sich diese Figur wiederholen, diesmal mit berühmterer Besetzung, nämlich mit Georg Simmel und Margarete Susman. Auch hier zettelt Bloch Streit mit der zunächst begehrten Frau an und sucht den Mann für sich zu gewinnen; bei Simmel jedoch ohne Erfolg.

Noch ist es zu früh zu urteilen. Doch die Wiederholung lässt bereits hier eine Figur erkennen, die Blochs damalige innerpsychische Wirklichkeit preisgibt. Orientiert am Ideal seines Werkes, das nicht so gut vorankommt, wie Bloch sich und den Anderen glauben machen will, immer auf der Suche nach einem männlichen Alter Ego, gar einer Vaterfigur, erscheint er de facto völlig abhängig von den Frauen. So leicht es ihm fällt, sie zu gewinnen, so schnell verliert er sie auch wieder; »Schaden, Zwist und Mißverständnis« führe er im Gefolge seiner betörenden Genialität, so Emma Ritoóks Klage. Dass er dies

aus innerer Not, nicht aus einem schlechten Charakter heraus tut, ja tun muss, scheint auch sie erkannt zu haben und spricht demnach »nur« von seiner kranken Ethik. Hilfe im Kampf gegen die im Wechsel übermächtigen wie intellektuell entwerteten Frauen erhofft er sich immer wieder von den tendenziell idealisierten Männern. Doch in aller Regel verliert er den Kampf. Wenn in jungen Jahren der Streit auch von Bloch ausging, so war ihm die Versöhnung doch wichtig, und er scheute sich nicht, den ersten Schritt zu tun, sei es, wie Simmels Beispiel zeigt, erst Jahre später. Nach dieser Feuerprobe war die Beziehung sakrosankt.

Alles klagt

Zu Blochs 85. Geburtstag erschien ein Artikel in der »Stimme der Pfalz«, geschrieben wenige Monate zuvor und kurz vor dessen Tod von einem Mann, der das Privileg biographischer Gemeinsamkeit mit Bloch hatte, die bis in die Schulzeit zurückreicht. Es handelt sich um Friedrich Burschell.³ Offenbar hatte es den fünf Jahre Jüngeren gedrängt, am Ende seines Lebens die gemeinsame Zeit mit Bloch zu rekapitulieren. Seine erste Erinnerung gilt einem Auffälligen. Bloch geht mit nichts als Karl-May-Bänden bewaffnet ins Klassenzimmer. Aus der damaligen Provokation hat er später ein Bonmot gemacht. Er kenne nichts außer Karl May und Hegel, alles andere sei eine unreinliche Mischung.

Spurensuche und System – das sind die Pole, zwischen denen seine eigene Philosophie pendelt. Auch wenn Bloch insgesamt wegen des »erfindungsreichen Unfugs, den er anstellte, und der frechen, kaltblütig ausgeführten Streiche, die man ihm zuschrieb« (3), bekannt gewesen sei, so muss er sich doch ganz besonders mit einem bestimmten Lehrer angelegt haben. Burschell nennt keinen Namen, doch es war wohl jener Herr Stumpf, der Bloch die Fähigkeit, Philosophie zu studieren, absprach. Die Kränkung war groß und bleibend. Noch im Alter konnte Bloch diese Begebenheit nicht erzählen, ohne auf den seinen Geisteszustand entlarvenden Namen des Peinigens hinzuweisen. Aber wie die Geschichte mit den Karl-May-Bänden verrät: Er wusste sich zu wehren – und er schlug zurück. Selbst Burschell gesteht ein, dass diese »skurrilste Figur« unter den Lehrern sehr unter Bloch habe leiden müssen. »Alles klagt, sogar der Herr Pedell«, so habe dieser seine Beschwerden zusammengefasst (Burschell 1970, 3).

Zu klagen hatte allerdings auch Bloch. Noch im Alter dachte er nur mit Schrecken an seine Schulzeit; ein gutes männliches Vorbild gab es nicht. Einzig die Kameradschaft habe ihn gerettet. »Daß er ein Jude war, spielte, wenigstens auf unserer Schule, kaum eine Rolle« (3), schrieb der alte Schulkamerad noch 1970. Wenn Bloch sich bereits als junger Mann als Außenseiter gerierte, so lag das demnach *nicht* an seiner jüdischen Herkunft.

Woran lag es aber dann? An seiner geographischen Herkunft, so suggeriert

Burschell, konnte es auch nicht liegen. Als er Bloch in der Fremde bei Georg Simmel wiedertraf, war der erfreut über einen Landsmann in Berlin. Blochs Erinnerung hatte die triste Industriestadt Ludwigshafen vergoldet – Burschell konstatiert mit Erstaunen, dass die Stadt bereits damals in Berlin für Bloch der »unvergeßliche und faszinierende Ort seiner Herkunft« war, der er einen »Zauber abzugewinnen« wusste, »den er von seiner Kindheit herübergerettet zu haben schien« (3). Mehr noch, Bloch hielt Kontakt mit Menschen seiner Heimat, vor allem mit den kleinbürgerlichen Ladenbesitzern; so ging er weiterhin zu seinem alten Friseur Geis und brachte in die Berliner Gespräche mit Burschell neue, teils schaurige, teils drollige Geschichten zurück. »Eine bessere provinzielle chronique scandaleuse hätte auch Balzac nicht liefern können« (3). Dem Schriftsteller Burschell entgeht nicht, dass es Bloch offenbar gelingt, aus den Geschichten jener Ludwigshafener Originale literarischen Gewinn zu ziehen.

Aber nicht nur literarischen, auch philosophischen Gewinn zieht Bloch aus seiner Herkunft. Neben dem Friseur Geis bringt auch der Tünchermeister Klein den jungen Studenten weiter; das erinnert Bloch noch in einer Leipziger Vorlesung, als er über die Gestalt des Weisen spricht. Tünchermeister Klein also wollte von dem in den Ludwigshafener Urlaub zurückgekehrten Studenten wissen, was das eigentlich sei, was er da studiere? Philosophie? Der Vorlesungstext fällt in die direkte Rede, und Tünchermeister Klein kommt selbst zu Wort: »Ach«, meint er, – »ich bin zwar nur ein einfacher Handwerksmann, aber ich mach mir über allerhand so meine Gedanken. Guck, wenn wir mit ein paar guten Freunden zusammensitzen, da ist einer dabei, den ziehn wir auf und machen Witze auf seine Unkosten, und der bleibt die ganze Zeit still, redet kein Wort. Bloß zum Schluß, wie es ihm zu dumm wird, trinkt er sein Glas aus, geht zur Tür, macht sie auf, dreht sich nochmal rum und sagt: ›Ihr, wie Ihr da alle miteinander seid, Ihr könnt mich alle miteinander!‹ und geht raus. Da sagt man sich, ›Respekt davor, guck, das ist einmal ein Philosoph.« Und nun kommt ein wahrhaft Kleistischer Nachsatz: »Aber ich hab' nicht gewußt, Ernst, daß man das studieren kann.« (Bloch 1985b, 426) Diese Erinnerung des Handwerkergeists der Philosophie vermittelt noch fünfzig Jahre später die geistige Lebensform kleinbürgerlicher Behäbigkeit vor dem Ersten Weltkrieg.

Was Burschell überdies auffällt: Spricht Bloch *von* Ludwigshafen, spricht er auch *wie* Ludwigshafen. Er ähnelte sich sprachlich jenen an, die in seinen Gedanken waren. Sie übten einen solchen Sog auf Burschell, seinen Zuhörer, aus, dass dieser ebenfalls in seinen Heimatdialekt verfiel, obwohl er ihn sich abgewöhnt hatte. – So viel Treue und Liebe zum Dialekt, zum Friseur und zum Tünchermeister, aber weder Vater noch Lehrer noch sonst eine Person, die Bloch hätte achten können? Die existieren nur als Tote, als Karl May und Hegel.

Burschells Erinnerungen verraten auch, dass Bloch sich in Georg Simmel – nach Stumpf – bereits das nächste Opfer gesucht hatte, an dem er sich abarbei-

tete. Wenn er Burschell nach dem Kolloquium großzügig zu einem Berliner Eisbein lud, dann geschah das nicht ohne Absicht. Später habe Bloch geantwortet, »daß er sich bei diesem ersten Zusammentreffen vorgenommen hatte, mich zu verblüffen und mir zu demonstrieren, daß er mindestens so klug und geistreich sei wie sein hoch in Mode gekommener Lehrer Simmel. Es gelang ihm ohne Mühe« (Burschell 1970, 3). Schon damals scheint Bloch den für ihn typischen Stil gefunden zu haben: »Er redete intensiv und fast unaufhörlich mit einer mir bisher unbekanntem Mischung aus Ernst und Witz, würzigen Anekdoten, Analogien und den erstaunlichsten Zitaten, die er nur so aus dem Ärmel zu schütteln schien. Sein Gedächtnis war – und ist noch heute – ebenso phänomenal wie seine Vitalität« (3).

Bloch konnte Menschen mühelos gewinnen. Trotz seiner Fähigkeit, dem Anderen das Gefühl von Freundschaft zu vermitteln, war es für ihn schwieriger, sie zu behalten. Er scheint seinem Gegenüber intellektuell und psychisch so viel abverlangt zu haben, dass es sich, wenn auch fasziniert, zurückzog. Von den anderen, wie auch von sich selbst, verlangte er »unablässige Konzentration«, so Burschell. Bildungslücken habe er harsch moniert, und gar nicht habe er verziehen, wenn man ihn nicht verstand. »Manchmal genügte schon eine unüberlegte Äußerung, um ihn bis zum Jähzorn zu treiben, zu dem er überhaupt in der Ungeduld seines Wesens neigte« (3). Anfängliche Verstimmungen ließen sich wieder einrenken, aber schließlich kam es zum Bruch. Der gekränkte Burschell ging Bloch, von dem er wusste, dass er ebenso wie er nach Heidelberg umgezogen war, ängstlich aus dem Weg. Eines Tages kam dieser dem überraschten Burschell in dessen Stammcafé mit ausgestreckter Hand entgegen: »Er hatte den ehrlichen Wunsch, unsere alte Freundschaft wieder aufzunehmen, und seiner Überredungskraft fiel es nicht schwer, mich mit ihm auszusöhnen« (4). – Hier zeichnet sich ein Schema ab. Mit Emma Ritóók, Siegfried Kracauer und Theodor W. Adorno geschieht Ähnliches.

Grund für Blochs damalige Veränderung, das konstatiert auch Burschell, war eine Frau, *die* Frau schlechthin: Else von Stritzky. In seinen Erinnerungen bestätigt Burschell weitgehend Blochs idealisierende Beschreibung. Mit ihrer Sanftmut und Güte habe Else einem Engel geglichen; sagenhaft reich war sie zudem. War nach Essen und Musik die Zeit der Männergespräche gekommen, zog sie sich lächelnd zur »Lektüre des Neuen Testaments« (4) zurück. Er habe sie fast nur lächelnd gekannt. Die Ehe mit ihr habe Bloch nicht nur psychisch ausgeglichener gemacht. Sie habe ihm auch die »Erfüllung lang gehegter Träume« gebracht: »Endlich konnte er den Muff seiner Herkunft hinter sich lassen und endlich konnte er nicht nur in Gedanken aus dem Vollen schöpfen« (4). Das tat er: Erst habe er sich eine weiß schimmernde Gralsburg gemietet und für viel Geld im Geheimratsstil einrichten lassen, bald aber habe ihm die »kalte Pracht« (4) nicht mehr gefallen und er habe sie zugunsten von alten Möbeln abgestoßen.

Bloch muss damals Züge eines Neureichen gehabt haben. Die Burg am Neckar, die mit ihren Antiquitäten zu einem »Schatzhaus« geworden war,

wird von Bloch später als Ausdruck eines gepanzerten Ich erkannt, das dem Systembau huldigt – und unfruchtbar blieb. Damals jedoch erlebte er als Erbe des Vermögens seiner Frau eine Phase von Wiedergutmachung und Grandiosität zugleich: »Als ich ihn nach unserer Versöhnung zum ersten Male besuchte, führte er mich voller Besitzerstolz durch alle Räume, und derart kitzelte ihn der Übermut, daß er von der weit vorspringenden Terrasse, von der aus man die grünen Hügel des Neckartals und die Schloßruine überblickte, in weitem Bogen auf die Straße hinunterspuckte« (4).

Die häufigen Abendeinladungen folgten einer festgelegten Choreographie: zuerst das Abendessen, dann Musik. Bloch habe sich in jenen Jupiter tonans verwandelt, unter dessen Pseudonym er seine ersten Musikbesprechungen veröffentlichte. Perfektion des Vorspiels war nicht intendiert. Zweierlei sei ihm aber wichtig gewesen: »Seine Zuhörer sollten zu spüren bekommen, wie große Musik überwältigen könne« (4). Diese Erfahrung der Überwältigung wollte er mit seinem Zuhörer teilen. Dafür habe er sich angestrengt. Er unterbrach sich, wiederholte, erklärte, führte vor und sang selber mit. Dieses Bedürfnis, den Anderen an dem, was er fühlte und dachte, teilhaben zu lassen, ihn in die eigene Sache mit hineinzunehmen, machte noch im hohen Alter und auch ohne Musik das Glück des Zusammenseins mit ihm aus. – Neben dem Überwältigenden gab es das Sprengende. Mit der Musik, der ihm nächsten aller Künste, machte er es wie mit allem anderen auch. Er kombinierte das Erhabene mit dem Niedrigsten. »Von einem der Lieder des jungen Richard Strauß oder einem Satz aus einer Mahler-Symphonie ging er unvermittelt und mit größtem Gusto zu ordinären Schlagern und Märschen über« (4).

Auch in den anschließenden Männergesprächen habe Bloch es geliebt, von einem Thema zum anderen zu springen. Ganze Nächte gingen so dahin; teils sei dabei über spätere Werke gesprochen worden, teils zitierte man nächtelang lachend den Datterich von Ernst Elias Niebergall oder Friedrich Stolze, beide nicht ganz korrekt im Pfälzer Dialekt. Ernst Blass, verantwortlicher Redakteur der *Argonauten*, jener Zeitschrift des frühen deutschen Expressionismus, habe auch teilgenommen. Doch habe sich der zarte blasse Lyriker wegen des ungewohnten Genusses von Moninger Bier müde zurückgezogen, während die beiden Ludwigshafener sich oft erst morgens nach dem Frühstück trennten.

Trotz der eher dem Vergnügen geweihten Zusammenkünfte sollen, so Burschell, wichtige Arbeiten für die *Argonauten* in diesen Nächten zumindest vorbereitet worden sein, etwa Blochs Beitrag über *Die Melodie im Kino oder immanente und transcendente Musik* oder seine wichtige Arbeit über *Negerplastik*, aber auch der *Don Quichotte*. Als Burschell nach diesen Vorarbeiten endlich 1918 den *Geist der Utopie* in Händen hielt, war es ihm wichtig, das Buch zu rezensieren. Er habe die Rezension mit den Worten angekündigt: »Seit langem und zum ersten Male weiß man wieder, was ein Genie ist, ob man es erkenne oder nicht, seine Zeit wird schon kommen« (4). Als er sich 1970 an seine damalige Prophezeiung erinnerte, durfte er stolz darauf sein,

Recht behalten zu haben. Aber es war der schiere Zufall. Das Leben seines Schulkameraden und späteren Freundes war Jahrzehnten der Verfolgung und Staatenlosigkeit ausgesetzt. Selbst wenn es stimmen sollte, dass Blochs frühe Auffälligkeit nichts mit seiner jüdischen Herkunft zu tun hatte, das 20. Jahrhundert ließ ihm keine Chance, ein Leben jenseits ihrer zu führen. Spätestens 1933 musste Bloch einsehen, dass auch die liberale südwestdeutsche Luft dem Nationalsozialismus nicht entkommen konnte.

Jüdischer Philosoph mit enormer Haartolle

Bleibt als weiteres Porträt – es sind nur ein paar Pinselstriche – jene mehr als spöttische Charakterisierung Blochs durch Marianne Weber: »Gerade war ein neuer jüdischer Philosoph da – ein Jüngling mit enormer schwarzer Haartolle und ebenso enormem Selbstbewußtsein, er hielt sich offenbar für den Vorläufer eines neuen Messias und wünschte, daß man ihn als solchen erkannte. Von der Höhe seiner apokalyptischen Spekulationen richtete er allerlei Fragen an Naumann, der war sehr liebenswürdig, hatte aber offenbar den Eindruck mit einem etwas Verdrehten zu tun zu haben.«⁴ – Immerhin zeugen diese Zeilen der damals einflussreichen Frau Max Webers nicht nur davon, mit welcher Grandiosität sich Bloch inszenierte und wie sehr ihm daran lag, wahrgenommen zu werden. Sie zeigen auch ein ziemlich verqueres Werben um den bedeutenden Friedrich Naumann, vor dem sich Marianne Weber nicht weniger als Bloch qualifizieren will. Dass dieser sich so allenfalls eine blutige Nase holen konnte, musste er wissen; aber er blieb ein Leben lang stolz auf sein ›unmögliches‹ Benehmen, wenn auch im Alter mit ironischer Distanz.

Diese fehlt ihm in der Heidelberger Zeit noch völlig. Stattdessen erweckt er den Eindruck, er wolle mit seiner selbstgewählten Rolle als Zwitter zwischen Philosoph und Prophet verbergen, wie schwer es ihm fällt, bei reichen und berühmten Leuten um Einlass, gar um Anerkennung zu bitten. Indem er als selbsternannter »Messias« dieses zu erzwingen sucht, produziert er genau das, was er fürchtet: Ablehnung, Hohn und Demütigung. So blieb ihm am Ende der narzisstische Triumph. Wenn es nicht geht, dann ist er wenigstens selber schuld. Was immer es an Erinnerungen an diese schwierige Zeit noch gibt: es sind entweder ironisierende Erzählungen des Alters oder Erinnerungen von Dritten, geschrieben womöglich erst, nachdem aus dem ungebärdigen Junggenie ein berühmter Philosoph geworden war. Umso kostbarer die Briefe an Lukács, in denen Bloch ausspricht, wie sehr er sich von der üblen Nachrede eines Paul Honigsheim verleumdet fühlte (Bloch 1985a, 128).

Doch es äußerten sich auch bekannte Zeitgenossen. Dass Max Weber, der über die Vermittlung von Georg Lukács seinen berühmten Kreis auch für Bloch geöffnet hatte, als Mann der Wissenschaft diesem frommen Wilden am liebsten die Koffer an den Zug hätte bringen lassen, damit er für immer verschwände, scheint durchaus glaubhaft (Zudeick 1987, 45).⁵ Eine freundliche

Stimme dagegen gehört Karl Jaspers, der Bloch 1914 aufgrund seiner Myopie kriegsuntauglich schrieb. Er beschreibt das Freundespaar Lukács-Bloch als Gnostiker, die ihre theosophischen Phantasien in geselligen Kreisen mitteilten. Nach einem Vortrag von Lukács sprach Bloch feierlich: eben ging der Weltgeist durch den Raum. Lukács galt manchen als eine Art Heiliger; Bloch war eher ein elementarer, ganz aufrichtiger Junge, der durch seine Wärme und Unbefangenheit und seine geistreiche Ironie Sympathien weckte. Man sprach in Heidelberg von beiden. Der Philosoph Lask machte den Witz: »Wer sind die vier Evangelisten? Matthäus, Marcus, Lukács und Bloch« (46).

Dass in Heidelberg vor dem Ersten Weltkrieg für Bloch eine kritische Zeit anbrach, verraten die Erinnerungen von Hans Mayer, der noch nach dessen Tod versucht, die damalige Situation des Freundes zu verstehen. »Es ist ihm wohl nicht gut gegangen, dem jungen Ernst Bloch, in Heidelberg und vor zwei Weltkriegen. Dr. Georg von Lukács aus Budapest und aus reichem Hause, hochgeachtet bereits durch seine ersten Bücher, wurde im Salon der Marianne Weber, der Frau des Professors Max Weber gefeiert und gehätschelt. Vom jungen Dr. Bloch, der noch dazu aus der Gegend stammte, aus Ludwigshafen, man denke, mit einem königlich-bayerischen Beamten als Vater, scheint man nicht viel gehalten zu haben. Bloch erzählte mir später in Leipzig, er habe der Frau Dr. Weber bündig erklärt: »Wer mich ablehnt, der ist von der Geschichte gerichtet!« (Mayer 1984, 288)⁶ Das ist offenbar Blochs Version jener Notiz von Marianne Weber, die ihn als verdrehten jüdischen Nachwuchspropheten schildert. Mayer versucht, den in dieser Geschichte enthaltenen Größenwahn herabzustimmen. Er traue Bloch das zu, »aber auch, daß er den Ausspruch vor allem vorbrachte, weil er die Formel so schön fand« (288).

In Leipzig dürften die mittlerweile alt gewordenen Freunde über die geniale Inszenierung ebenso gelacht haben, wie sie innerlich aufatmen konnten. Es war Bloch gelungen, aus dem damaligen Hochstapler seiner selbst einen ernsthaften Philosophen zu machen. Trotzdem muss ihn danach die Fama des verrückten jüdischen Propheten umweht haben. Das bestätigt er 1934 indirekt in einem harschen Brief an Theodor W. Adorno anlässlich von dessen Kritik an *Erbschaft dieser Zeit*: »Sie zählten sonst nicht zu den Leuten aus der ältesten Heidelberger Zeit, die glaubten, weil ich lange Haare habe und manchmal ein Wort über Gnosis fallen zu lassen scheine, daß ich deshalb keinen Handkäse bestellen oder eine Kuh nicht von einem neuen Tor unterscheiden kann« (Bloch 1985a, 429). Kenner hätten schon damals über eine solche Einschätzung seiner Person gelacht. – Aber ganz so glatt geht die Rechnung nicht auf. Blochs verärgerte Erinnerung zeigt jedenfalls, dass er sich nach der Schulzeit in Heidelberg erneut in einer Außenseiterposition befand. Gleichgültig, wieviel er selbst dazu beigetragen haben mag: er litt darunter. In diese Zeit fällt eine Geschichte, die Bloch mir erzählt hat; im Spiegel des Anderen berichtet sie von seiner Außenseiterposition. Ein bisher unbekannter, weil still gebliebener Mann habe es gewagt, in der Weberschen Sonntagsgesellschaft das Wort zu ergreifen. Sprach zunehmend lauter, leidenschaftlicher und verwirrter über

die *Kritik der reinen Vernunft*, während die Anderen vor ihm zurückwichen, bis er, dies erkennend, verstummte. Peinlich berührt standen sie da, in ihrer betretenen Mitte der einsame Tor. Aber Bloch habe sich ihm zugewandt, drei Streichhölzer übereinander gelegt, und gefragt: »Meinen Sie es so?« In den Erstarrten kam Bewegung. Er sei ihm fast um den Hals gefallen, und während er noch rief: »Sie verstehen mich«, sei er auch schon weinend hinausgelaufen. Alles atmete auf. Pause auch im Gespräch zwischen ihm und mir. Dann der spöttische Nachsatz: Marianne Weber habe sich bei ihm für die Rettung der Situation bedankt und sei von da an sehr viel freundlicher gewesen.

Ein erschreckend mächtiger Jude

Das unheimlichste Porträt, und von unerwarteter Seite, stammt von Harry Graf Kessler. Es bezieht sich auf einen Besuch, den ihm Bloch am 4. Juni 1918 in Bern abgestattet hatte. »Heute ein Dr. Ernst Bloch bei mir (ein Bekannter von Schickele), der mir ein neues philosophisches System entwickelte, voluntaristisch-mystisch, wonach jedes Wesen, jedes Ding, in sich eine Utopie, eine unerfüllte Möglichkeit trage, die sich zu vollenden trachte, man müsse nur das Stichwort finden, die magische Formel, die es erlöse und der Vollendung zuführe. Novalis, Schopenhauer, Chassidim, Tausend und eine Nacht. Als Mensch ein fast erschreckend mächtiger Jude, mit einem Stiernacken, wilden bösen dunklen Augen hinter Zwickergläsern, und einem unbändigen Haarschopf; eine brutale Naturkraft, die sich nicht ohne Eitelkeit das Ziel gesetzt hat, die Welt umzudenken. Dabei wie er behauptet, kriegsuntauglich, dauernd untauglich. Er führte mir, ohne mich zu kennen, einen Kunsthistoriker, einen Herrn von Bendemann zu, den ich bei mir anstellen sollte. Erwähnte dabei, dass er erst vor einer Stunde auf den Gedanken gekommen sei, dass er Bendemann bei mir unterbringen könnte. Er erinnerte mich an die jüdischen Boxer im East End von London, die den kräftigsten englischen Rowdies überlegen waren.«⁷

Diese Charakterisierung Blochs unterscheidet sich deutlich von den vorherigen. Dass Bloch wilde, böse Augen gehabt haben soll, mag nicht nur das Resultat seiner dicken Brillengläser gewesen sein. Er stand damals, ökonomisch ohne Mittel und persönlich mit einer schwerkranken Frau, mit dem Rücken zur Wand. – Was Blochs Fähigkeiten angeht, so sind sie auch Graf Kessler keineswegs entgangen, aber das System scheint ihn wenig überzeugt zu haben.

Was aber könnte es mit Blochs Naturgewalt auf sich haben? Nicht nur der distanzierte Harry Graf Kessler, auch Gershom Scholem erinnert sich in seinen Glückwünschen zu Blochs 90. Geburtstag an dessen überwältigende Körperlichkeit und Geistigkeit.⁸ Karola Piotrowska, Blochs spätere Frau, beschreibt ihn nach ihrer ersten Begegnung als einen »Vulkan von einem Menschen« (K. Bloch 1981, 44)⁹ – und noch der Freund aus Jugendjahren, Siegfried Kracauer, beendet seine Hommage zum 80. Geburtstag des Philosophen mit

der Bemerkung, dass dieser eine Naturkraft sei. Wer denkt da nicht an das Genie, das schon in der *Kritik der Urteilskraft* als Natur neue Maßstäbe setzt? Oder an Schillers Unterscheidung zwischen Naivem und Sentimentalischem? Aber das muss Kracauer nicht erst eigens erwähnen. Stattdessen verbindet er, theoretisch distanziert und dem Visionären skeptisch gegenüberstehend, im Geniestreich Blochs Naturphilosophie mit dessen eigener Natur: »Eines der entscheidensten Motive Deiner Philosophie, oder vielmehr des Visionären an ihr, besteht meines Erachtens darin, daß Du die elementare Natur in den Prozeß hineinreißt. Diesem Motiv gegenüber versagt jedes Argumentieren.« (Kracauer in: Bloch 1985a, 403)

Offenbar hatte Kracauer verstanden, dass dies zum nicht verhandelbaren Kern der Blochschen Philosophie gehörte. Darüber hinaus wagt er es, einen Zusammenhang zwischen Bloch als Person und dessen Philosophie herzustellen: »Während viele Denker so ganz in ihrem Werk verschwinden, daß man nichts von ihnen zu wissen brauchte, um sie hinreichend zu kommentieren, weist das von Dir Gedachte durchweg auf seinen Urheber zurück. Deine Vision läßt einen keinen Augenblick die Person vergessen, die sich in ihr vergegenständlicht. Du als Person erscheinst *in* ihr; und zwar sieht man Dich durch sie hindurch als eine wirkende Naturkraft – ein Stück noch jener Natur, die Du auf den Weg schickst, den Du unter Zwang und Freiheit begehst« (403). Der Freund sieht beides: Den Zwang, der Bloch unter das Joch seiner Vision zwingt, aber auch die Freiheit, die er sich denkend und schreibend erarbeitet; vor allem aber erkennt er die Sublimierung des Persönlichen, die das Movens der Blochschen Philosophie ausmacht. Am Ende des Briefes entwirft Kracauer das Bild von Bloch als »einmalige Figur«, die jedem Leser »aus den Texten leibhaftig entgegentritt und zum denkwürdigen Bürger des von Dir Gemeinten wird« (403). Das ist ein sehr souveränes Spiel, in dem solch unterschiedliche Kategorien wie der Kosmos, die äußere Natur, die persönliche Leiblichkeit, die Philosophie und das Textkorpus durcheinander wirbeln; die Grenzen zwischen Natur und Geist, Philosophie und Person, Äußerem und Innerem, Allgemeinem und Besonderem zerfließen, bis am Ende Blochs Werk sich in seiner Person auflöst, wie umgekehrt die Person sich im Werk kristallisiert.

Schon auf der Ebene der körperlichen Beschreibung Blochs mischen sich offenbar die eigenen Phantasien der Schreibenden so sehr ein, dass man zweifelt, ob sie von derselben Person sprechen. Denn tatsächlich war Bloch mittelgroß, von Haus aus wenig sportlich. Seine Konstitution bestimmte ihn zum Schwimmer. Ein mächtiger »Brustkasten, sehr schmale Hüften und Beine« (K. Bloch 1981, 64) machten das Wasser so selbstverständlich zu seinem Element, dass er nicht nur, bereits jenseits der vierzig, mit Leichtigkeit schwimmen lernte, sondern seinen Freund Joachim Schumacher, im Zürichsee schwimmend, ganz nebenbei in seine Theorie des Noch-Nicht-Bewussten einführen konnte. Physiologisch, so Schumacher, sei Bloch eine an Giotto erinnernde Figur gewesen.¹⁰ Ein riesiger Kopf mit niedriger Stirn und üppigem Haar, schon in jungen Jahren mit strengen Zügen von der Nase zum Mund,

erschien er dennoch aufs Ganze gesehen von schlanker Eleganz. Die Jugendbilder zeigen einen auffällig gut aussehenden Mann. Auf den Fotos ist er das auch später geblieben, nur manchmal geben auffallend dicke Brillengläser den Blick frei auf ein gezeichnetes Gesicht. Noch, oder vielleicht gerade als Greis, war er ein optisches Erlebnis: ein Gesicht wie Hochgebirge.

In seiner körperlichen Beschreibung liegt Harry Graf Kessler demnach entschieden daneben. Gibt es trotzdem ein mögliches fundamentum in re? Was sah er? Der große Kopf mit langem, wild gelocktem Haar, die mächtige Brust, die dunkle Stimme, die assoziative Rede mochten Bloch, der vermutlich dem empfangenden Harry Graf Kessler gegenüber saß, als Sitzriesen gezeigt haben.

Deshalb zweifelt Kessler an Blochs Kriegsuntauglichkeit; auch die Augen des in Wirklichkeit extrem Kurzsichtigen sind Graf Kessler nicht Ausdruck eines Handicaps, das dem Betroffenen beschwerlich sein könnte, sondern im Gegenteil Ausdruck von Kraft: »wild, böse, dunkel«. Es muss eine Rollenverkehrung vollzogen worden sein. Vor ihm sitzt keine bittende Kreatur in Not, sondern eben die Naturgewalt mit dem Willen zur Weltveränderung. Statt als Hilfesuchender erscheint ihm Bloch von einer solchen Macht, dass sie ihn »fast« erschreckt. Sollte es Bloch tatsächlich gelungen sein, seinem Gegenüber Angst einzuflößen? Aber Grund zur Angst hatte eigentlich er, Bloch, nicht Harry Graf Kessler, der diese Begegnung befremdet notiert. Auffallend ist jedenfalls, dass es sich keiner der Nicht-Juden unter den Porträtisten von Bloch verkneifen kann, darauf anzuspielen, dass er Jude ist.

Opfer der Kritik

Einsichtige bemerkten immer wieder, dass der große Mann den Zugang zum Werk erschwere, aber es gab auch die andere Perspektive. Gerade ein so naher Freund wie Walter Benjamin fand den Mann weit, wörtlich: zehnmal überzeugender denn das Werk (Benjamin 1966, 219).¹¹ Benjamin, sieben Jahre jünger als Bloch, zählt zu dessen frühen Freunden. Sie lernten sich im Frühjahr 1919 durch die Vermittlung von Hugo Ball kennen. Ball und Bloch waren damals Mitarbeiter der *Freien Zeitung* in Interlaken. Benjamin, in seiner politischen Orientierung unsicher geworden, sucht, wie so viele nach dem Ersten Weltkrieg, nach Neuorientierung. In dieser Situation begegnet ihm nicht nur Bloch, sondern auch dessen 1918 erschienener *Geist der Utopie*. In Bloch, so Benjamin, erkannte er sofort den »einzigsten Menschen von Bedeutung« (219), der ihm in der Schweiz begegnet sei. Die Gespräche mit ihm lassen Benjamin die eigene, bisher stolz durchgehaltene »Ablehnung jeder heutigen politischen Tendenz« (218) fraglich werden.

Die Lektüre von *Geist der Utopie* tut ein Übriges, auch wenn Benjamin in erprobt kritischer Art gleich mit dem Negativen beginnt: »Ungeheure Mängel liegen zu Tage« (219). Aber nach dem einleitenden Trompetenstoß folgt, dass dies das einzige Buch sei, an dem er, Benjamin, sich »als an einer wahrhaft